WEBER

INDISCHE SKIZZEN

N. 13.

# INDISCHE SKIZZEN.

VIER BISHER IN ZEITSCHRIFTEN ZERSTREUTE
VORTRÄGE UND ABHANDLUNGEN.

VON

ALBRECHT WEBER.



NEBST EINER SCHRIFTTAFEL.



BERLIN,
FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG.
1857.

MEINEM

VEREHRTEN VÄTERLICHEN FREUNDE

DEM

OBERKONSISTORIALRATH UND PROFESSOR DER THEOLOGIE

# Dr. HINRICH MIDDELDORPF

IN INNIGER LIEBE ZUGEEIGNET.

# Vorwort.

Mehrfach gegen mich ausgesprochenen Wünschen zu genügen, erscheinen hier, mit bereitwillig ertheilter Erlaubnifs der betreffenden Herren Verleger so wie des Vorstandes der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, die nachstehenden, bisher zerstreuten Vorträge und Abhandlungen vereinigt. Da jedes dieser Stücke für sich ein Ganzes bildet, so kann es nicht fehlen, dafs bei der nahen Berührung des Gegenstandes hie und da sich einige Wiederholungen finden: ich habe, um den Gesammt-Charakter eines jeden Stückes nicht zu beeinträchtigen, hierin nichts geändert. Wohl aber habe ich in einzelnen Fällen, wo ich andrer Meinung geworden bin, theils dieselbe geradezu in den Text gesetzt, und die Differenz durch eine Note kenntlich gemacht, theils aber auch blos mich einer solchen bedient, um meine jetzige Ansicht darzustellen, wie überhaupt auch sonst manche Noten ganz neuen Inhaltes beigegeben sind. Einschiebungen habe ich mir

nur selten erlaubt, und dann (ebenso wie die neuen Noten) durch [ ] bezeichnet.

Der Titel „Indische Skizzen“ ist um des Gegensatzes zu den ernsteren „Indischen Studien“ willen gewählt worden.

Berlin, im Februar 1857.

A. W.

# Inhalt.

# DIE NEUERN

# FORSCHUNGEN ÜBER DAS ALTE INDIEN.

EIN VORTRAG,

IM BERLINER WISSENSCHAFTLICHEN VEREIN

GEHALTEN AM 4. MÄRZ 1854.

Die indischen Studien, über deren bisherige Resultate ich heute die Ehre haben werde zu sprechen, können ihr Alter noch nach Jahren messen; kaum deren siebzig sind verflossen, seit die erste, directe Uebersetzung aus dem Sanskrit durch einen Europäer gemacht ward, und erst einige vierzig, seit die deutsche Wissenschaft sich denselben zuwandte.

Es war im Jahre 1765, dafs die Ostindische Compagnie durch den Tractat zu Allahabad ihr erstes souveränes Gebiet, Bengalen, erwarb; seit dieser Zeit selbst regierend, fafste sie den Entschlufs, die Inder nach ihren eigenen Gesetzen zu beherrschen. Dies veranlafste den damaligen Generalgouverneur, Warren Hastings, durch elf Brahmanen einen Auszug aus den wichtigsten Gesetzbüchern machen zu lassen, der mittels des Persischen ins Englische übersetzt, 1776 in London erschien (unter dem Titel: Code of gentoo law); in der Vorrede (S. 74 fg.) giebt Halhed, der Herausgeber, die erste ausführliche Nachricht von dem Sanskrit, der Ursprache jener Gesetzbücher, aber nicht nach eigener Kenntnifs, sondern nur nach den Mittheilungen jener Brahmanen. Der erste wirkliche Kenner desselben ist Sir W. Jones, der als ein begeisterter Verehrer und Kenner orientalischer Dichtkunst im Jahre 1783 nach Kalkutta kam, und dessen eifrigen Bestrebungen es bald darauf gelang, die Asiatische Gesellschaft daselbst zu gründen, die fortan in ihren Asiatic Researches ein Brenn-

punkt für wissenschaftliche Untersuchungen über Indien ward. Die erste directe Uebersetzung aus dem Sanskrit, die Bhagavadgîtâ, eine philosophische Episode aus dem grofsen Epos Mahâbhârata, lieferte 1785 ein junger Kaufmann, J. Wilkins, und schon zwei Jahre später, 1787, eine zweite, das Fabelbuch Hitopadeça. Ihm wie Jones fiel alsbald die grofse Verwandtschaft der grammatischen Structur und des lexikalischen Theiles dieser Sprache mit denen der alten classischen Sprachen auf, und Jones kam hierüber bald zu einer gediegenen Ansicht. Im Jahre 1789 erschien seine Uebersetzung des danach weltberühmten Dramas Çakuntalâ, dessen zarte Anmuth allgemein das höchste Interesse für eine Literatur erweckte, die im Besitze solcher Perlen war. Es trat nun in Indien eine Epoche der regsten Theilnahme ein, in der Grammatiken, Textausgaben und Uebersetzungen miteinander um den Vorrang stritten. An Jones' Stelle, der 1794 starb, trat als Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen H. Th. Colebrooke, ein Mann von seltenem Scharfsinn und unglaublichem Fleifs, der wohl am meisten von allen Europäern in den Geist der Sanskritsprache eingedrungen ist, und neben ihm der jetzt noch lebende, ehrwürdige H. H. Wilson, der im Jahre 1819 das erste Sanskritlexikon herausgab, von dem jetzt bereits eine dritte Auflage vorbereitet wird.

Auch in Europa war das lebendigste Interesse erwacht, die Çakuntalâ mit Begeisterung aufgenommen worden; in der philosophischen Mystik der Inder glaubte man den Urquell der wahren Weisheit gefunden zu haben. Die Continentalsperre hinderte indefs eine geraume Zeit die Büchereinfuhr aus Indien und England. Durch einen gefangenen englischen Offizier aber, Namens Hamilton, der die in Paris auf der kaiserlichen Bibliothek befindlichen indischen Manuscripte studirte, wurden daselbst mehrere Gelehrte direct in die Kenntnifs des Sanskrit eingeweiht; unter ihnen auch ein Deutscher uns wohlbekannten Namens, Friedrich Schlegel, dessen im Jahre 1808 erschienene Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder", für die damalige Zeit reiche

Aufschlüsse gab und schon darum Epoche machte, weil sie zuerst die Möglichkeit zeigte, in Europa ohne Hülfe von indischen Lehrern das Sanskrit sich anzueignen. Deutschland ward fortan die Wiege der Sanskritstudien [1], insbesondere durch die Thätigkeit zweier berühmter Männer, deren einer noch jetzt unter uns lebt, A. W. von Schlegel's und Franz Bopp's. Schlegel und seine Schule, unter der Lassen's Name hervorstrahlt, machten sich besonders die Herstellung kritischer Texte und die Durchforschung der indischen Literatur und Antiquitäten zur Aufgabe; Bopp dagegen wandte sich ausschliefslich der sprachlichen Seite zu, darin nach zwei Richtungen hin gleich schöpferisch wirkend, indem er nämlich theils durch seine höchst zweckmäfsig eingerichteten Grammatiken, durch ein Glossar und durch Herausgabe und Uebersetzung verschiedener Episoden des Mahâbhârata die Erlernung des Sanskrit allgemein zugänglich machte, theils durch seine Untersuchungen über die Verwandtschaft der indo-europäischen Sprachen die Wissenschaft der vergleichenden Grammatik begründete, von der (in Gemeinschaft mit Jakob Grimm's deutschen Forschungen) eine neue Aera unserer gesammten Sprachforschung datirt. Ja, es schien in der That, nachdem die erste Begeisterung verraucht war, und als es sich herausstellte, dafs die indische Literatur nur wenig der Çakuntalâ und Bhagavadgîtâ Gleiches oder wenigstens Aehnliches aufzuweisen hatte, als ob das sprachliche Moment sich als der wesentlichste Gewinn der indischen Studien her-

---

1) Eigentlich hat sogar ein katholiecher Missionar aus Oestreich, der Karmeliter Ph. Weedin, genannt Paulino a St.-Bartholomäo, der 1776—89 an der malabarischen Küste lebte, aus den Papieren dee Jesniten Hanxleden die erste Sanskritgrammatik znsammengeetellt, die 1790 in Rom durch die Propaganda gedruckt ward, und der er 1804, ein Jahr vor seinem Tode, ein gröfseres Werk über dieeen Gegenstand folgen liefe; allein seine Werke haben keinen wieeenschaftlichen Werth und sind daher anch ohne weeentlichen Einflufe auf das Sanekritstudium gehlieben. — Ein repnblikanisch-socialistiecher Roman: „Dya na Sore oder die Wanderer", der 1789 anonym in Wien nnd Leipzig (bei J. Stahel) erschien, übrigens von dem Hauptmann W. F. Meyern (vgl. „Europa", April 1843, S. 263) verfafst ist, flüchtete sich zwar, wohl nm der Ceneur zu entgehen, nnter den Titel: „Eine Geschichte, aue dem Samskritt übersetzt", hat aher gar nichts mit letzterm zu thun.

ausstellen werde und ihr eigener culturhistorischer Gehalt von nur geringem Belang sei. Die anfänglichen Hoffnungen auf grofse Resultate nach letzterer Richtung hin sahen sich getäuscht und die Theilnahme für die Untersuchungen darüber war im Ermatten; da ging ein neues Licht über sie auf durch das Bekanntwerden mit den ältesten heiligen Schriften der Inder, den Veda. Bisher hatte man nur die Literatur der letzten Periode indischer Entwickelung kennen lernen, die, bei aller Feinheit, Zartheit und Tiefe im Einzelnen, doch im Allgemeinen den indischen Geist zu sehr in seiner Erstarrung und Entartung zeigt; seit uns aber durch die Thätigkeit F. Rosen's, eines leider zu früh verstorbenen Gelehrten, der ein Muster deutscher Wissenschaft und Sitte war, der Zugang zu jenen alten Liedern der Veda, den ältesten Urkunden der indischen Literatur, geöffnet ist (es geschah dies im Jahre 1838 durch seine Uebersetzung des ersten Achtels der Hymnen des Ṛigveda), seitdem datirt eine neue Epoche der indischen Studien, zumal da ziemlich gleichzeitig damit durch die Liberalität des Königs von Preufsen die berliner Bibliothek einen reichen Schatz darauf bezüglicher Manuscripte erlangte. In Deutschland, wie in Frankreich [wo Eugène Burnouf als Meister wirkte], in England, in Amerika, und vor allem auch in Indien selbst ist jetzt ein neuer Eifer, ein frisches reges Treiben auf diesem Gebiete herrschend, und zwar hauptsächlich unter dem Schutze des Directoriums der Ostindischen Compagnie, das in grofsartiger Würdigung der wissenschaftlichen und praktischen Wichtigkeit dieser Studien dieselben nach allen Seiten hin, in Indien, wie in England und sogar auch in Deutschland, durch Unterstützung von Textausgaben, dem ersten Erfordernifs dazu, fördert und antreibt. Noch freilich ist Alles im Beginn, im Werden, der Arbeiter Zahl gering und eine ungeheure Arbeit zu bewältigen, aber die Umrisse und Grenzpunkte derselben lassen sich schon feststellen. Möge es mir denn gelingen, Ihnen im Folgenden anschaulich und klar vorzuführen, was die indischen Studien bereits geleistet haben und welche Aufgaben ihnen noch vorliegen.

In erster Reihe stehen die durch sie gewonnenen Resultate über die Vorgeschichte des indo-europäischen Völkerstammes. Die Vergleichung der grammatischen Bildung des Sanskrit, insbesondere in seiner ältesten Form, wie es in den Veda vorliegt, mit dem Celtischen, Griechischen, Lateinischen, mit den germanischen, lettisch-slawischen und persischen Sprachen lehrt uns, dafs die Structur aller dieser Sprachen eine gemeinsame Grundlage hat, oder mit andern Worten, dafs ihnen allen eine gemeinsame Ursprache zu Grunde liegt; und zwar weist uns die Gradation der Laute und Formen auf das Sanskrit als diejenige Sprache hin, welche im Allgemeinen die ursprünglichste Gestalt noch bewahrt, jener Ursprache am nächsten steht und sich am wenigsten von ihr entfernt hat. Diese aus der Identität der grammatischen Bildung erschlossene Ursprache nun bedingt natürlich ihrerseits, dafs zu der Zeit, wo sie lebte und gesprochen ward, auch das Volk, das sie sprach, noch ein einiges war; die einzelnen Völker, wie ihre Sprachen, erscheinen somit als das Resultat einer stufenweise erfolgten Abtrennung von dem indo-europäischen Urvolk und dessen Sprache, und zwar so, dafs die gröfsere oder geringere Gemeinsamkeit der Laute und Formen der einzelnen Sprachen untereinander und insbesondere im Verhältnifs zum Sanskrit uns Aufschlufs darüber giebt, ob diese Abtrennung derselben von dem gemeinsamen Urstock früher oder später stattgefunden hat. Der Mangel aller historischen Wahrzeichen für jene Vorzeit wird uns somit für jedes Volk durch die Gestalt seiner Sprache ersetzt, die ein vollgültiges objectives Zeugnifs abgiebt, das durch die geographischen Verhältnisse, die uns dann in historischer Zeit entgegentreten, direct bestätigt wird. Sind nun die grammatischen Verhältnisse und Biegungen gleichsam nur der Knochenbau der Sprache, und vermögen sie uns also kein directes Bild ihres Lebens oder gar des Lebens des Volkes, das sie sprach, zu geben, so sind dagegen die Wörter selbst, der lexikalische Schatz derselben, gleichsam das Fleisch, welches ihren Knochenbau bekleidet, die Nerven, welche ihre Lebensthätigkeit vermitteln.

Aus den jenen Sprachen ganz oder theilweise gemeinsamen Wörtern nämlich ergiebt sich, dafs die durch dieselben bezeichneten Gegenstände bereits Eigenthum, geistiges oder sinnliches, des Urvolkes waren, während die Uebereinstimmung nur einzelner von jenen Sprachen, über Wörter, die in den andern fehlen, ein Zeichen ist, dafs die durch sie bezeichneten Dinge oder Vorstellungen erst der Zeit nach bereits erfolgter Trennung von den letztern angehören. Es ist uns ferner auch durch den Umstand, dafs das Sanskrit eine grofse Menge von Wortstämmen bewahrt hat, die in den andern Sprachen verloren gegangen sind, ermöglicht, für eine grofse Zahl von Wörtern, die sich als Ableitungen aus diesen ergeben, neben ihrer bisher für uns rein symbolischen Bedeutung nunmehr auch die ursprüngliche wiederzuerkennen, und so einen Blick zu thun in die Anschauungsweise unserer Vorväter, zu sehen, wie sie für die verschiedenen Gegenstände in unmittelbarer Frische und Naivetät meist den treffendsten, bezeichnendsten Ausdruck gefunden haben. Endlich schliefslich verspricht uns die Bekanntschaft mit den alten Liedern, Gebräuchen und Sitten der Inder in der vedischen Zeit auch sogar Anhaltspunkte zu gewähren für die Erkenntnifs des religiösen Lebens jener Vorzeit, Fingerzeige über ihre Auffassung der göttlichen Gewalten und Kräfte in der Natur, insofern wir dort einen grofsen Theil derjenigen Anschauungen wiederfinden, welche uns aus der classischen und germanischen Mythologie bekannt sind, und die sich somit als schon in der gemeinsamen Urzeit wurzelnd ergeben; hier freilich fehlt es noch sehr an Bestimmtheit und sind die Untersuchungen hierüber noch am wenigsten abgeschlossen, noch am meisten auf dem Felde der Vermuthung stehend.

Versuchen wir es denn, in kurzen Zügen das Bild jener Urzeit darzustellen, wie es sich uns nach Anleitung des Bisherigen ergiebt.

Die Gemeinsamkeit der meisten Verwandtschaftswörter bezeugt uns, dafs das Familienleben bei unsern Urvätern eine sehr ausgeprägte Stellung einnahm; nicht nur für Aeltern,

Kinder und Geschwister, auch für Schwäherschaft und Agnaten kehren dieselben Ausdrücke in fast allen indo-europäischen Sprachen wieder. Die Etymologie aus den im Sanskrit jetzt noch lebenden Wurzeln lehrt uns, daſs Vater den Schützenden bedeutet, Mutter die Ordnende, Bruder den Träger, Helfer, Schwester die Sorgliche, Tochter die Melkerin; wodurch wir auf die einfachsten patriarchalischen Verhältnisse hingeführt werden. Lebhafte Viehwirthschaft wird bezeugt durch die gemeinsamen Namen der Kuh (die langsam schreitende), des Ochsen (der befruchtende), des Stiers, der Ziege, des Schafes, der Sau (die fruchtbare), des Rosses u. A. Der Hund (der rasche) beschützte die Heerden, der Wolf (der zerreiſsende), der Bär (der glänzende, vom Fell) war ihr Schrecken. Die Maus (der Dieb) bestahl die Vorräthe; die Bremse umschwirrte, die Mücke stach, die Schlange kroch. Gans, Ente, Taube, Specht, Kukuk, Fink schnatterten und sangen; der Hahn krähte. Der leichte Hase sprang dahin, der Eber durchwühlte die Erde. Die Wohnung war fest, mit Thüren ausgestattet. Wagen und Boote dienten zur Weiterbeförderung über Felder und Flüsse. Die Aecker wurden mit Pflügen bestellt, Gerste und Weizen boten Mehl und Brot. Kleider, Hausgeräthe und Waffen waren in Fülle da. Schwert, Speer, Messer und Pfeil waren von Erz. Berauschender Meth führte zu fröhlichem Gesang; groſse Muscheln und Schilfrohr dienten zur Musik. Der Kampf war eine Lust, das Stammbewuſstsein ein so mächtiges, daſs sogar das Wort Barbar, stammelnd, zur Bezeichnung fremder, andersredender Völker jener Vorzeit schon angehört. Der unterjochte Feind wurde Sklav. An der Spitze von Vielen stand ein Ordner, Schützer, Herr, der Führer im Kampfe, der Richter im Frieden. Die Gegend war bergig und wasserreich; der Wald bot liebliche Kühle, die Eiche war sein Hauptschmuck. Der Winter scheint hart gewesen zu sein; auſser seinem Namen kehrt nur noch der des Frühlings, des bekleidenden, wieder. Die Sonne ward als das zeugende Princip verehrt, der leuchtende Glanz der Morgenröthe gepriesen; der Mond diente zur Messung der Zeit. Die

Sterne galten als Strahlen-Schützen [1]; der Große Bär, dessen griechischer Name ἄρκτος eigentlich nur den glänzenden bedeutet, strahlte unter ihnen besonders hervor. Donner, Blitz und Sturm, Regen, Nebel und Wind sandten Schrecken und Furcht in das bange Gemüth. Der Alles umgebende Himmel, dessen griechischer Name οὐρανός im vedischen varuṇa wiederkehrt, galt als der Vater des Alls, die Erde als die Mutter. Der finstere Wolkengott, der die goldene Heerde der Sterne und Sonnenstrahlen und die befruchtenden Gewässer des Himmels in seine finstern Schluchten raubte, ward durch des Blitzgottes Pfeile niedergestreckt, seine Bande zerrissen und die geraubten Rinder befreit. Der Gefährte des den Donnerkeil führenden Gottes bei diesem Kampfe war der Wind, in Hundsgestalt gedacht, der die Wolken jagte und trieb. In gleicher Gestalt hatte derselbe auch noch eine andere Mission, als getreuer Leithund nämlich die in Luft verwandelten, ausgehauchten Seelen der selig Gestorbenen auf sichern Pfaden zu ihrem Bestimmungsorte zu geleiten; denn die Vorstellung eines Lebens nach dem Tode, einer durch einen breiten Fluß (den Luftstrom eben) abgetrennten Welt der Seligen, gehört auch bereits schon in jene Vorzeit. Die gewaltigen, ihm unbegreiflichen Mächte in der Natur erregten in dem Menschen das Gefühl seiner Schwäche, und er beugte sich ihnen in Anerkennung dessen, brachte ihnen seine Opfer und Hymnen dar und stellte sie sich als gütige oder als grimmige und schreckhafte Gestalten vor, in seiner Phantasie sie mit den ihm naheliegenden sinnlichen Attributen bekleidend. Es gehören in diese Vorzeit endlich auch wohl die Vorstellungen von einem Manu, Urmensch und Urvater, und von einer großen Fluth, welche Alles verheerte und verschlang und aus der nur er allein gerettet ward. Beide Vorstellungen finden wir auch bei den Semiten wieder, und sie sind, im Verein mit andern sprachlichen Gründen, wohl als ein Beweis dafür anzusehen, daß auch die Semiten in noch früherer Zeit mit dem indo-euro-

---

1) „als eine zerstreute Heerde", erste Ausgabe.

päischen Stamme vereinigt waren, von dem sie sich aber getrennt haben müssen, ehe noch die Beiden gemeinsame Sprache zu irgend grammatischer Bestimmtheit gelangt war.

In dem soeben dargestellten Bilde fehlt es nun übrigens fast gänzlich an bestimmten Zeichen, an denen wir etwa die Gegend erkennen könnten, in welcher unsere Vorväter zusammen gelebt haben. Dafs dieselbe in Asien zu suchen, ist ein alter historischer Satz; der Mangel aller specifisch asiatischen Thiere in unserer obigen Aufzählung könnte dagegen zu sprechen scheinen, erklärt sich aber einfach aus dem Mangel dieser Thiere in Europa, wodurch natürlich Vergessen ihrer Namen oder wenigstens Uebertragung derselben auf andere, ihnen ähnliche Thiere bedingt war; im Allgemeinen scheint indefs das Klima jener Gegend eher ein herbes als ein heifses, besser wohl ein mildes, dem europäischen nicht zu ungleiches gewesen zu sein, wodurch wir auf das Hochland Innerasiens, die von Alters her angenommene Wiege des Menschengeschlechts am Oxus, geführt werden. Die Celten haben sich offenbar am frühesten aus diesen gemeinsamen Ursitzen losgerissen, da ihre Sprache noch etwas grammatisch Unfertiges hat und in einem weiten Abstande von den andern indo-europäischen Sprachen steht. Ihnen folgten die sogenannten Pelasger, die sich dann in Griechen und Lateiner geschieden haben; hierauf der germanisch-slawische Stamm, der sich in Germanen und Preufso-Letto-Slaven zertheilte [1]. Am längsten in den alten Ursitzen, und resp. bei einander blieben die spätern Perser und Inder, oder, wie sie sich selbst nennen, die Ârier.

Das Licht, das uns seit kurzem über diese letztere Zeit, die des Zusammenlebens der spätern Inder und Perser, über

[1] A. Schleicher hat neuerdings in den von ihm mit A. Kuhn herausgegebenen „Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der Arischen, Celtischen und Slavischen Sprachen" pag. 11 fg. die Ansicht aufgestellt, dafs die Slavo-Germanen sich von den gemeinsamen indo-europäischen Ursitzen eher losgerissen hätten, als die Graeco-Latiner, und dieselbe durch gewichtige Gründe gestützt. Indessen stehen dem doch andrerseits auch nicht minder gewichtige Gründe gegenüber. Die Akten über diese Controverse sind eben vor der Hand noch nicht spruchreif.

**die ârische Periode also, und im weitern Verlauf über die** Geschichte des persischen Volks, ja Vorderasiens überhaupt, bereits aufgegangen ist und noch aufzugehen verspricht, haben wir als einen zweiten Hauptgewinn der indischen Studien hervorzuheben. Mit Hülfe des eng verwandten Sanskrit allein nämlich ist es gelungen, die Sprache der alten heiligen Schriften der Perser dem Verständnifs zu öffnen, sowie ferner dann auch mit Hülfe dessen die in fast derselben Sprache abgefafsten Keilschriften der persischen Könige in Persepolis, und durch diese wieder auch die fremdsprachigen der assyrischen Könige in Ninive zu entziffern. Das ungeheure Feld, das sich in den letzten Jahren auf diesem Gebiete dem Historiker und Alterthumsforscher überhaupt geöffnet hat und noch zu ganz ungeahnten Aufschlüssen für die Geschichte der Alten Welt führen wird, ist somit eine mittelbare Errungenschaft der indischen Studien, wäre ohne diese, was den Inhalt der Inschriften betrifft, eine öde Fläche. Nicht minder bedeutende Aufklärungen hat uns aber ferner das Verständnifs jener heiligen Schriften der Perser eben über die Zeit ihres einstigen Zusammenlebens mit den Indern, über die ârische Periode, gebracht. Es ergiebt sich aus ihnen, dafs in derselben zu den alten natursymbolischen Göttern der frühern Zeit auch bereits ethische Begriffe hinzugetreten waren, dafs insbesondere der alte Himmelsgott *Οὐρανός*, Varuṇa, zu einem durch seine himmlischen Boten allwissenden Richter der Thaten der Menschen geworden war. Die Trennung der Ârier in Perser und Inder scheint eben hauptsächlich durch den Einflufs dieser religiösen Momente herbeigeführt zu sein, insofern nämlich die Perser die ethischen Göttergestalten voranstellten und ausschliefslich verehrten, die Inder dagegen neben diesen auch ihre alten natürlichen Götter beibehielten, und zwar so, dafs der Cultus dieser letztern bei ihnen allmählich den Cultus jener, die durch das Fortziehen ihrer speciellen Verehrer in immer farblosere Stellung geriethen, völlig verdrängt hat. Bei den Persern dagegen, deren Religion eben wahrscheinlich, wie sie selbst angeben, durch eine einzige hochbegabte Persön-

lichkeit, durch Zoroaster nämlich, in ein bestimmtes System geformt ward, traten ihre bisherigen natursymbolischen Götter in die Classe böser Dämonen zurück, ganz entsprechend der Weise, in welcher in spätern Zeiten die zum Christenthum bekehrten Heiden ihre Götter zu bösen Geistern, Hexen und Teufeln umgeschaffen haben. Einige jener Götter übrigens, deren Thaten schon zu sehr personificirt und in die Mythe übergegangen waren, wurden in griechischer Weise als menschliche Helden und Weise der Vorzeit aufgefafst und an die Spitze der Stammesgeschichte gestellt. Dies sind die alten Könige des spätern persischen Epos bei Firdusi, in welchem ihre Thaten, offenbar unter Beimischung wirklich historischer Erinnerungen, in so herrlichen, lebendigen Farben geschildert werden.

Wir kommen nunmehr zu Indien selbst, zu den Aufschlüssen, die wir durch die indischen Studien über die geschichtliche Entwickelung der Inder erhalten, dieses Stammes, dessen heilige Sprache noch jetzt der Sprache unserer gemeinsamen Vorväter am nächsten steht, dessen ganzes geistiges Leben also auch eigentlich jetzt noch ein treues Abbild ihres Lebens gewähren sollte. Freilich aber, wie der Inder jetzt ist, und, ehe man den Veda kannte, mufste man sagen, wie er von alter Zeit an gewesen ist, konnte sein Leben allerdings nur sehr widerstrebend als ein Abbild jener Vorzeit betrachtet werden; seit man indefs mit Hülfe der Veda seine frühere Gröfse bis zu seinem jetzigen Verfall herab zu verfolgen gelernt hat, können wir mit ziemlicher Zuversicht annehmen, dafs wir wirklich in den Zuständen der Inder in der ältern vedischen Zeit ein äufserst getreues Spiegelbild des Lebens unserer gemeinsamen indo-europäischen Vorväter vor uns haben, an dem im grofsen Ganzen nichts Wesentliches verschieden sein wird, wenn auch mancherlei neue Züge im Einzelnen hinzugekommen sein mögen.

Die ältesten Lieder der Veda zeigen uns das ârische Volk noch aufserhalb oder wenigstens erst an der nordwestlichen Grenze Indiens ansäfsig, in dem Landstriche nämlich zwischen

dem Kabulflufs und dem Indus, sowie im Pendschâb. Das Weiterziehen von hier aus, die Ausbreitung über Indien hinweg können wir in der Literatur des Volkes Stufe für Stufe verfolgen. Der Weg ging, nördlich von der grofsen Wüste Marwar's, vom Çatadru, dem heutigen Sutledj aus nach der Sarasvatî, einem später hochheilig gehaltenen Flufs, der sich im Sande der Wüste verliert; hier mufs ein langer Anhaltspunkt gewesen sein, wie eben aus der spätern grofsen Heiligkeit dieser Gegend zu schliefsen ist. Sie bildete dann die Grenzscheide zwischen dem nun in Hindostan sich bildenden brahmanischen Staatsthum und zwischen den bei der freien Weise ihrer Väter bleibenden ârischen Stämmen des Westens. Längs der Yamunâ und des Ganges zog sich der Strom der Einwanderung fort, und zur Zeit Alexanders des Grofsen, oder man kann wohl sagen schon 2—300 Jahre früher, zur Zeit des Reformators Buddha, war das ganze Land bis Bengalen hin nicht nur vollständig im unbestrittenen Besitz der Ârier, sondern auch im vollen Glanze des brahmanischen Staatsthums, und zwar so, dafs von den Griechen nicht einmal eine Erinnerung der Inder an ihre Einwanderung berichtet wird. Nun war aber Indien vor Ankunft der Ârier von rohen, ungebildeten, aber kräftigen Stämmen bewohnt, die sich noch jetzt in einigen Gebirgsthälern Hindostans frei erhalten haben; ohne Kampf haben diese ihr Land den fremden Eindringlingen sicher nicht preisgegeben, zumal sie von diesen als wilde Barbaren in der erniedrigendsten Weise behandelt wurden und in deren Staatssystem die verächtlichste Stellung erhielten; wir finden denn auch mehrfach die deutlichsten Spuren ihres Widerstandes und können danach abmessen, wie lange Zeit zu ihrer vollständigen Unterjochung nöthig war. Vom Kabulflufs nun bis zur Sadânîrâ, von der westlichsten bis zur östlichsten Grenze Indiens, sind 20 Grad, 300 geographische Meilen, die nacheinander zu erobern waren; wir werden somit ohne weiteres 1000 Jahre als ein Minimum für den Zeitraum der Besitznahme, der völligen Cultivirung und Brahmanisirung dieses gewaltigen Landstrichs beanspruchen können, und werden da-

durch etwa auf das Jahr 1500 v. Chr. als die Zeit zurückgeführt, in welcher die indischen Ârier noch an dem Kabul ansässig waren und seit welcher ihr Weiterziehen nach Indien selbst begonnen hat. Es ist dies allerdings eine ganz ungefähre Berechnung, die einzige aber, die hier bei dem Mangel an andern historischen Anhaltspunkten möglich ist [1]. Man hat zwar astronomische Data zu Hülfe genommen und ist durch sie zu ziemlich demselben Resultat gelangt; diese Data sind jedoch schon darum nicht beweiskräftig, weil sie einer Himmelseintheilung entlehnt sind, die den Indern nicht selbständig angehört, sondern von den Semiten, resp. Babyloniern entlehnt ist. Die Handelsverbindung mit diesen nämlich, vom Persischen Meerbusen aus nach den Mündungen des Indus hin, scheint schon in alter Zeit eine sehr lebhafte gewesen zu sein; auch das Ophir der Bibel, wohin die Phönicier zu Salomo's Zeit, also um 1000 v. Chr. schifften, ist hier bei den Abhîra zu suchen [2], da die Waaren, welche sie von da holten, Gold, Silber, Edelsteine, Sandelholz, Elfenbein, Affen und Pfauen, zum Theil sowohl indische Namen tragen als auch rein indisch sind, so zwar, dafs sie sogar schon einen eigenen Landhandel vom Indus aus nach der südlichen Küste Malabars

---

1) Man hat den Namen des Stabrobates, welchen uns Ktesias als den des indischen Königs überliefert, gegen den Semiramis angeblich zu Felde zog, durch sthâvarapati, Herr der Feste, der Erde, erklärt und aus diesem Titel weitere Schlufsfolgerungen über die politischen Verhältnisse Indiens zur Zeit jenes assyrischen Feldzugs gemacht (so M. Duncker, in seiner trefflichen „Geschichte des Alterthums", II, 27); jene Erklärung ist indefs eine sehr mifsliche, die gewonnene Bedeutung sprachlich für jene Zeit kaum möglich; es liegt viel näher in jenem Stabrobates, dessen Name dem Ktesias von den Persern zukam, einen çtaorapati, „Herrn der Stiere" zu suchen, zumal wir einen ähnlichen Titel, açvapati, „Herrn der Rosse", am Indus im Gebrauch finden. — [Wenn J. Brandis in seinem übrigens sehr dankenswerthen Schriftchen „über den historischen Gewinn aus der Entzifferung der assyrischen Keilschriften" pag. 21 von dem Wiederfinden des Namens Stabrobates „in den Annalen des indischen Volkes" spricht, so ist das ein in jeder Beziehung sehr arger Verstofs.]

[2] Movers hat neuerdings in seiner „Geschichte des phönizischen Handels" (Berlin 1856) gelegentlich (pag. 58) sich dafür ausgesprochen, dafs Ophir auf der Africanischen Ostküste zu suchen sei: leider fehlt die specielle Angabe seiner Gründe dafür, da das schöne Werk durch seinen zu frühen Tod unvollendet geblieben ist! Er spricht mehrmals auch von Fahrten der Phönicier bis nach Hinterindien und identificirt (pag. 23) den Pishon mit dem Ganges; auch dafür fehlen uns seine Beweise, die übrigens wohl gleichfalls kaum stichhaltig sein würden!

bin bedingen. Zur obigen Berechnung nun, die sich rein auf die äufsern geographischen Verhältnisse stützt, stimmt auch das Resultat, welches wir durch Vergleichung der häuslichen wie staatlichen und religiösen Lebensverhältnisse der vedischen Zeit mit den spätern, zu Buddha's und der Griechen Zeit, erhalten. Wir können eben die innere Fortentwickelung derselben in den literarischen Denkmälern ebenso Schritt vor Schritt verfolgen, wie uns dies bezugs der geographischen Ausbreitung möglich ist, und wir dürfen eben auch hier mit Sicherheit annehmen, dafs ein Zeitraum von 1000 Jahren nicht zu lang ist für die gewaltigen Veränderungen, denen wir hier begegnen.

Das häusliche und staatliche Leben der Ârier steht in den ältern vedischen Liedern noch auf einer höchst patriarchalischen Stufe, bewegt sich in sehr einfachen, rein natürlichen Verhältnissen. Ackerbau, Viehzucht und Kampf bilden ihre Beschäftigung, Getreide und Heerden ihren Reichthum. Das Land ist fruchtbar genug, um zu festen Sitzen einzuladen und ein Nomadenleben unnöthig zu machen. Die Familien wohnen einzeln oder in kleinen Gemeinschaften im Lande zerstreut; zwischen den einzelnen Stämmen finden häufige Fehden statt, die mit kühnem Muth und lebhafter Beutelust geführt werden. Jeder Familienvater ist Priester in seinem Hause, zündet selbst das heilige Feuer an, preist die Götter für ihre Hülfe oder Verschonung, bittet die gütigen um fernern Beistand, um Segen für die Saaten, Heerden und Kinder, und fleht zu den furchtbaren, ihre schrecklichen Gewalten von ihm selbst abzuwenden und gegen seine Feinde zu richten; auch um Vernichtung eigener Schuld bittet er, um Unsterblichkeit als Lohn für seine guten Thaten. Die Stellung der Frauen ist eine höchst ehrenvolle; Dichterinnen und Königinnen treten hervor. In der Liebe ist das zarte, sentimentale Element, welches die neuere indische Poesie unserer eigenen so nahe bringt, mangelnd, aber auch die üppige Lascivität ist unbekannt und sie trägt durchweg das Gepräge einer nackten, natürlichen Sinnlichkeit. Die Ehe ist heilig, mono-

gamisch; Mann und Frau heifsen Beide Gebieter des Hauses und nahen den Göttern in gemeinschaftlichem Gebet. Das Rofs ist zum Reiten gezähmt, und der Dichter besingt mit Feuer die Kühnheit des ersten Sterblichen, der da gewagt habe, es zu besteigen. Die Schifffahrt ist fleifsig betrieben, wie dies in einer so wasserdurchschnittenen Gegend als das Indusland nicht anders zu erwarten ist; sogar von Fahrten auf die offene See scheint die Rede zu sein. Kaufleute werden erwähnt, aber selten. Goldene Gefäfse und schöne Gewebe werden gepriesen, desgleichen feste Wagen. Das Würfelspiel ward mit Leidenschaft getrieben, Tanz und Musik fleifsig geübt, meist von Frauen. Neben dem Meth hatte man auch die berauschende Kraft des ausgeprefsten Saftes der Asclepias acida, des Somatrankes, kennen gelernt; doch ward dieses in naiver Verwunderung verherrlichte Getränk überaus hochgehalten und nur zu den Opfern an die Götter verwendet, um diesen Kraft zu geben zu ihrem Kampfe gegen die bösen Mächte der Natur. Dazu wurden dann die Hymnen der Dichter gesprochen oder gesungen, ebenso wie zu den übrigen Opfern, die aus einfachen Spenden von Butter, Milch, Reis u. dergl., oder auch selbst aus Thieren, insbesondere Ziegen, bestanden. Dies sind eben die uns erhaltenen Hymnen der Veda, aus denen uns, wie aus einer lautern, ungetrübten Quelle, dieses Spiegelbild des damaligen ârischen Volkes entgegentritt. Ihr Zeugnifs ist ein ganz unverfälschtes, ihre Authenticität eine zweifellose; zwar sind sie allerdings erst in viel späterer Zeit in ihrer jetzigen Form zusammengestellt worden, in Hindostan selbst nämlich, und zwar, wie es scheint, erst in den östlichsten Theilen desselben, in der Blüthezeit des Reiches der Kosala und Videha, die wir vielleicht, aber freilich ganz hypothetisch, etwa 200—300 Jahre vor Buddha's Auftreten, also in das 7. und 8. Jahrhundert v. Chr. anzusetzen haben werden; auch ob diese Zusammenstellung bereits eine schriftliche oder wie bis dahin jedenfalls nur eine mündliche gewesen sei, darüber fehlt uns jeglicher directe Aufschlufs. Letzteres ist sogar das Wahrscheinlichere, denn

wenn auch die Inder damals wirklich schon ihre ursprünglich von den Semiten entlehnte Schrift gehabt haben mögen, so finden sich doch in den jener Zusammenstellungsperiode gleichfalls theilweise angehörigen, commentarartig jene Lieder behandelnden Werken, den sogenannten Brâhmaṇa, mehrfach Ausdrücke, die nur dann erklärlich sind, wenn deren Ueberlieferung wirklich eine mündliche war; z. B. werden Maafse und Richtungen gewöhnlich nur durch „so hoch, hier, dort“ angegeben, wozu offenbar die pantomimische Handbewegung des Vortragenden zu suppliren ist. Trotz alledem aber kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, dafs in dem Texte dieser Lieder keine irgend wesentlichen Veränderungen vorgenommen worden sind, sondern dafs sie uns im Allgemeinen in derselben Form vorliegen, in der sie ursprünglich abgefafst waren. Als nämlich das Volk seine alten Sitze verliefs, um nach Osten zu wandern, nahm es auch die Lieder mit sich, mit denen es in diesen die Hülfe seiner Götter angerufen und gepriesen hatte; sie dienten auch in der neuen Heimath zu gleichem Zweck und es ward ihnen immer gröfsere Wichtigkeit, immer bestimmtere Heiligkeit und damit immer genauere Sorgfalt der Ueberlieferung zu Theil, je ferner das Volk zog, je weiter und je länger sie von den Verhältnissen, unter denen sie entstanden waren, getrennt, je unverständlicher sie somit wurden. In gleicher Weise wuchs denn auch die Bedeutung Derer, bei denen ihre Kenntnifs vorzugsweise ruhte. Es waren dies die Familien der alten Sänger selbst, welche den Text jener Opferlieder, die Tradition über ihre Entstehung und die Erklärung dunkler Wörter oder Wendungen bewahrt hatten. Wenn nämlich schon in der alten Zeit das Opfer bei den Âriern eine höchst bedeutende Stellung einnahm, so ward dagegen in Hindostan ihm, als dem wesentlichsten, äufsern Scheidungsmoment von den Eingeborenen eine noch weit gröfsere Bedeutung zu Theil. Der wilden Rohheit der letztern gegenüber fand der religiöse Sinn der Ârier, durch den sie sich vor allen Völkern der Weltgeschichte, mit Ausnahme etwa der Juden, auszeichnen, im Opfer seinen unmittelbarsten Ausdruck

und Vereinigungspunkt; es wurden daher die alten Opfergebräuche nicht nur auf das sorgfältigste zu bewahren gesucht, sondern auch ansehnlich vermehrt, das Ritual bis in seine speciellsten Einzelnheiten ausgebildet und festgesetzt, und die symbolische Verbindung der einzelnen Opferhandlungen mit den dazu gehörigen Sprüchen und Liedern Gegenstand grofser Sorgfalt und eifrigen Nachdenkens. Früh und Abends, bei jedem Mondwechsel, beim Beginn der drei Jahreszeiten, bei jedem bedeutenden Lebensabschnitt, sowie bei einer grofsen Zahl verschiedener Gelegenheiten wurden bestimmte Opfer gebracht, und zwar war es bei der Masse der zu beobachtenden Einzelnheiten nun nicht mehr möglich, dafs ein Jeder selbst sein Opfer verrichten konnte, sondern aus jenen Sängerfamilien, welche die Opferlieder selbst und die dazu gehörigen Gebräuche bewahrt und die letztern sodann weiter fortgebildet hatten, wurden im Laufe der Zeit dadurch Priesterfamilien, die als allein im Besitze der wahren Opferweisheit galten, dieselbe zu Nutz und Frommen der Uebrigen bei deren Opfern verwendeten, und ohne deren Beistand letztere nicht gedeihen, den Göttern nicht angenehm sein konnten. Sie hielten denn auch ihre Kunde geheim, überlieferten sie sich nur gegenseitig und gelangten so mit der Zeit dazu, nicht blos Kenner, sondern auch Repräsentanten des Göttlichen selbst zu sein, über das andere Volk ebenso erhaben, wie dieses seinerseits sich über die Eingeborenen erhob; dies ist der Ursprung der Brâhmaṇa-Kaste, deren Name von brahman, das Gebet, herzuleiten ist, also eigentlich die mit dem Gebet sich Beschäftigenden bedeutet. Denselben Namen, nur als Neutrum zu flectiren, führen die Werke, welche den gesammten Opfercultus in seiner Beziehung zum Gebet symbolisch, dogmatisch und rituell darstellen, und in welchem bereits der Keim zu einem grofsen Theile der spätern indischen Literatur enthalten ist.

Wie übrigens die Ausbreitung der Ârier über Indien nicht ohne heftigen Widerstand durchgegangen war, so fand auch die sich hervordrängende Macht der Brahmanen unter den Âriern selbst mehrfach Widerspruch; in den Sagen der

spätern Zeit werden mehrere Könige genannt, die mit ruchloser Hand es gewagt hatten, sich gegen die menschlichen Götter — so nannten sich die Brahmanen selbst — zu erheben. Doch vergebens; nach dem Grundsatz: Theile und herrsche, hatten diese es verstanden, die übrigen Ârier selbst wieder in zwei Theile zu scheiden, insofern nämlich mit ihrer Hülfe die Familien und das Gefolge der frühern kleinen Stammesfürsten und Könige die bevorzugte Stellung, die sie durch Reichthum und Macht schon in den alten Sitzen einnahmen, immer mehr erweiterten, so dafs der Rest des Volkes dieser königischen Kriegerkaste gegenüber in ein Verhältnifs der Unterthänigkeit gerieth, ganz entsprechend demjenigen, in welchem sie selbst ihrerseits wieder den Priestern gegenüberstand. Es finden sich in den Brâhmaṇa über das absichtliche Hervorrufen dieser Trennung höchst naive Stellen. Im Laufe der Zeit ward nun dies Kastenwesen in höchst minutiöser Weise geregelt und die Bestimmungen über die durch Zwischenheirath entstehenden Mischkasten sehr streng, ja in fast grausamer Weise festgesetzt, um eben jeden etwaigen störenden Einflufs und Eingriff der untern Kasten, insbesondere der Eingeborenen, in das brahmanische Staatsthum, jede freiere Bewegung derselben auszuschliefsen und unmöglich zu machen. So ist es denn den Brahmanen gelungen, zu ihren Gunsten eine Hierarchie zu begründen, die ihres Gleichen in der Welt kaum je gehabt hat, und die bereits im 5. oder 6. Jahrhundert v. Chr. so fest eingewurzelt war, dafs sogar der um diese Zeit sich dagegen erhebende Buddhismus, der allen Classen ohne Unterschied Aufnahme in den geistlichen Stand öffnete, nur zeitweilig dieselbe erschüttert hat, ja sogar später nach langem, mehr als tausendjährigem Kampfe ihr völlig das Feld wieder räumen und ganz aus Indien weichen mufste, während sie selbst noch jetzt fast unerschüttert dasteht.

Hand in Hand mit der so in ihren Umrissen dargestellten Entwickelung des brahmanischen Staatsthums und in steter Wechselbeziehung zu einander war denn auch die Weiterbildung der religiösen Vorstellungen selbst vor sich gegangen.

Die ältesten Lieder des Veda führen uns, wie wir sahen, zum Theil noch in die ârische Periode hinein, wo die Inder und Perser noch zusammen wohnten und dieselben, ethischen wie natursymbolischen Gottheiten verehrten. Wir haben auch bereits berührt, daſs die beiderseitige Trennung eine Folge des Uebergewichts gewesen zu sein scheint, welches die Perser den ethischen Göttergestalten, gegenüber den natursymbolischen, zuertheilten. Dem entsprechend findet denn bei den Indern in den spätern vedischen Liedern ein allmäliges Zurücktreten der erstern statt, eine Verdrängung derselben durch die natursymbolischen Götter, die somit in ihre ursprüngliche Stellung, ob auch zum Theil unter neuen Formen, zurücktreten; ihnen schlieſsen sich dann im Laufe der Zeit wieder neue Abstractionen an, welche ethischen Beziehungen entlehnt sind, indeſs mehr als Resultat des Nachdenkens, denn als des unmittelbaren religiösen Gefühls auftreten. Die Vielheit dieser göttlichen Gestalten veranlaſst dann später speculative Bestrebungen, zu einer gröſsern Einheit zu gelangen, indem man sie nach ihren Hauptbeziehungen eintheilt und einander unterordnet. Das Princip der Eintheilung dabei ist, wie die alte Götterbildung, der natürlichen Anschauung entnommen; es sind die Götter, welche am Himmel, welche in der Luft, welche auf der Erde wirken, und als ihre Hauptrepräsentanten, als ihre Herrscher werden Sonne, Wind und Feuer erkannt. Die in den bisherigen Untersuchungen erstarkte, vorwärts drängende Speculation sucht aber nun auch über diese Drei hinweg zu einer Einheit in Bezug auf den kosmologischen Urgrund zu gelangen, der in letzter Reihe als ein Unbestimmbares, Absolutes, Unbeschränktes und daher auch Unpersönliches, als das brahman, erscheint; die ewige Unendlichkeit dieses, das All durchdringenden Weltgeistes wird der menschlichen Einzelheit gegenüber in erhabenen, begeisterten Zügen geschildert, doch so, daſs als höchste Stufe der Speculation das stolze Bewuſstsein, ja sogar die wirkliche Empfindung der Einheit desselben mit den einzelnen persönlichen Geistern der Welt, die sich dazu wie die Tropfen zum Ocean verhalten, auftritt. Um

aber zu diesem wonnig beseligenden Bewufstsein zu gelangen, müssen freilich erst alle Bande der Persönlichkeit, der Sinnlichkeit, der Einzelheit abgestreift und gelöst sein; nur wer selbst von der Welt, ihrer Lust und ihrem Schmerze nichts mehr will und weifs, wird fähig dazu; — hier ruht die Wurzel der indischen Welt- und Lebensverachtung und Ascetik, die den lebensfrohen, in dem Bewufstsein der individuellen Freiheit selbst weit höher stehenden Griechen doch so gewaltig imponirte. Es versteht sich nun übrigens von selbst, dafs eine so gesteigerte Hingabe an die Erkenntnifs des Urgrundes aller Dinge nur die Sache Weniger war, meist Solcher, die sich als Einsiedler in das einsame Waldleben zurückgezogen hatten, um sich ihren Betrachtungen ungestört hingeben zu können. Die übrigen weniger energischen Geister von dem denkenden Theile des Volks begnügten sich mit der Annahme eines in höchst farbloser Weise gedachten obersten Herrn der Götter und Geschöpfe, ohne sich von dessen Entstehung etc. irgend Rechenschaft zu geben, und mit der alten Hoffnung auf ein unsterbliches Leben in der Welt der Seligen, die indefs allmählich durch die neu sich bildende Lehre von der Seelenwanderung wesentlich beschränkt ward. Der grofse Haufe endlich blieb bei seiner alten Göttervielheit, die am besten seinen augenblicklichen Bedürfnissen entsprach, und zwar traten diejenigen unter diesen Göttern, deren Einflüsse die directesten und unmittelbarsten waren, die Götter der Luft und der Erde nämlich, immer entschiedener in den Vordergrund; sie haben dabei eine grofse Zahl von Umgestaltungen und Umschmelzungen erfahren, und zwar in so bedeutendem Grade, dafs in den meisten Fällen die Uebergänge aus der alten in die neue Form kaum noch nachzuweisen sind. Der Widerstand, den die Eingeborenen Indiens leisteten, die Unsicherheit und Gefahr des Lebens hat jedenfalls eine Zeit lang wesentlich zum Hervortreten, sowie zur besondern Verehrung schrecklicher Götter, deren Zorn abzuwenden war, Veranlassung gegeben; auch mag wohl durch die Eingeborenen, wie in die Sprache, so auch in den Cultus manches fremde Element Eingang ge-

funden haben, da sie ja mehrfach, wo sie sich besonders kräftig oder besonders geneigt gezeigt haben mögen, sogar als Glieder der dritten, wo nicht selbst zweiten Kaste in den brahmanischen Verband aufgenommen worden sind. Die reiche Mythologie, die sich der phantasiereiche Geist des Volks allmählich so erschuf, bildete dann auch theils die alten Thaten der Götter in mythisch-historische Sageu der Vorzeit um, sie selbst oder ihre Beinamen in menschliche Helden verwandelnd, theils wirkte sie umgekehrt darauf hin, daſs hervorragende Sterbliche, in mythisches Gewand gekleidet, zunächst als Göttersöhne erschienen und dann allmählich sogar zur göttlichen Würde, zum Götterrange selbst gelangten. Der üppigen, in den sinnlichsten Farben geschilderten Götterwelt entsprach dann auch das eigene, lascive Leben des Volks, aus welchem der verweichlichende Einfluſs des neuen, heiſsen Klima's und der verführerischen Naturgenüsse Hindostans schon bald nach seiner Niederlassung daselbst die alte Sittenstrenge und Einfachheit verdrängt haben mag.

Mitten in dieser Zeit nun des Druckes der brahmanischen Hierarchie einerseits und des üppigen Sinnenlebens andererseits trat ein Mann auf, der sich selbst den Namen Buddha, der Erwachte, gab und eine Reformation jener Beiden in groſsartiger Weise ins Werk setzte. Er war ein Köuigssohn im östlichen Indien, der, selbst im höchsten Wohlleben erzogen, aber durch sein Nachdenken zur Erkenntniſs der Vergänglichkeit alles Irdischen erwacht, die Seinen verlieſs, um fortan von Almosen zu leben und sich allein zunächst der Beschaulichkeit und dann der Belehrung der Menschen zu widmen. „Vergänglichkeit, also Treunung und Schmerz, ist nothwendiger Zustand jeder Existenz; die Entstehung jeder neuen Existeuz ist verursacht durch Leidenschaft in einer frühern Existenz; die Unterdrückung der Leidenschaft ist somit das einzige Mittel, sich neuer Existenz und mit ihr dem Schmerze zu entziehen; die Hindernisse dieser Unterdrückung müssen beseitigt werdeu“; — dies waren die vier Gewiſsheiten, welche, beruhend auf der schon vor ihm in Hindostan ausgebil-

deten Lehre von der Seelenwanderung, den Ausgangs- und Endpunkt seiner Doctrin bildeten. Wenn nun auch in dieser an und für sich durchaus nichts Neues, dieselbe vielmehr im Gegentheil mit den betreffenden Lehren der brahmanischen Einsiedler ganz identisch war, so war doch die Art und Weise, wie Buddha sie vortrug, ganz neu und ungewohnt. Während Jene nämlich nur in ihren Waldeinsiedeleien lehrten und nur Schüler aus ihrer eigenen Kaste aufnahmen, wanderte er mit seinen Schülern im Lande umher, von Stadt zu Stadt, predigte seine Lehre dem ganzen Volke vor und nahm Menschen aus allen Kasten ohne Unterschied der Geburt als Anhänger an, ertheilte ihnen ihren Rang in der Gemeinde nur nach ihrem Alter und ihrer Einsicht, und eröffnete somit Allen, auch den Niedrigsten, die Möglichkeit, durch Annahme seiner Lehre sich von den Banden ihrer Geburt zu befreien. Diese allgemeine Toleranz, das gegenseitige Mitleid, das er allen dem irdischen Jammerthal Angehörigen gleichmäſsig predigte, die dadurch bedingte praktische Universalität seiner Lehre ist für alle Zeiten das Hauptkennzeichen derselben geblieben, während die mehr speculative Seite derselben, die Lehre über das Endziel selbst, die Vernichtung nämlich der persönlichen Existenz, mannichfache Modificationen erfahren hat. Es war dies das erste Mal in der Weltgeschichte, wovon wir wenigstens Kunde haben, daſs ein Geist kühn genug war, alle Schranken der Stamm- und Volksbesonderheiten zu durchbrechen und für alle Menschen ein gleiches Loos, hier nun freilich das des allgemeinen Trübsals, in Anspruch zu nehmen. Der Erfolg dieses Appells an alle und insbesondere die leidenden Theile des indischen Volks war aber auch ein ganz ungeheurer, und wäre nicht einerseits die Strenge der moralischen Vorschriften des Buddhismus eine zu lästige, und andererseits gerade die eigene Toleranz und Milde desselben ein Grund zu seinem Mangel an Vertheidigungskraft gewesen, so hätte die Macht der brahmanischen Hierarchie diesen Stoſs doch schwerlich überstehen können; so aber wuſsten die Brahmanen das sinnliche Volk bald von jener rigiden, nüchternen

Ethik zu den Gebilden seiner üppigen Phantasie, zu Götterculten, deren Formen fortan immer mehr durch Wollust kitzelnd oder durch Schrecken niederschmetternd auftreten, zurückzuführen; und als der Buddhismus später seiner universalistischen Tendenzen wegen bei den fremden Völkern, die so lange Zeit den Nordwesten Indiens beherrschten, den Griechen und Indoscythen, besondere Pflege fand, wufsten die Brahmanen ihre Sache, mit den Farben der Nationalität bekleidet, dem Patriotismus der indischen Fürsten vorzuführen, und nach der hierdurch erfolgten Zurückdrängung jener Fremdherrschaft auch die einheimischen Buddhisten durch blutige Verfolgung aus Indien zu vertreiben. — Der Einflufs aber, den der Buddhismus auf Indien geübt hat, ist bei alledem, besonders in der ältern Zeit seiner Reinheit, ein überaus segensreicher gewesen. Wir haben hierfür ein historisches Zeugnifs seltener Art aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., Felseninschriften nämlich eines buddhistischen Königs Piyadasi, die sich mit einzelnen dialektischen Verschiedenheiten gleichlautend im Osten, Nord- und Südwesten Indiens vorgefunden haben, und deren Inhalt den einzigen Zweck hat, allen seinen Unterthanen Friede, gegenseitige Achtung und Toleranz, liebevolles Betragen gegeneinander und Beobachtung des Gesetzes einzuschärfen; gewifs ein seltener Inhalt auf solchen Monumenten, da fast alle dergleichen Inschriften anderer Könige, von denen die Weltgeschichte sonst noch Kunde hat, nur von blutigem Krieg, von Schlachten und Eroberungen reden.

Für Indiens Geschichte sind diese Edicte [deren Entzifferung wir dem genialen Scharfsinne J. Prinsep's verdanken] übrigens auch noch in anderer Beziehung von unschätzbarem Werthe, und zwar einerseits als das älteste Document der indischen Schrift, deren Consonantenform hier noch deutlich die Formen der entsprechenden semitischen Buchstaben durchblicken läfst — und von hier aus kann man dann die indischen Alphabete Stufe vor Stufe bis zu den heutigen Schriftzügen verfolgen —, andererseits aber, weil sie nicht in dem sogenannten Sanskrit, sondern in schon ziemlich de-

pravirten Volksdialekten abgefafst sind. Wie nämlich Staatsverfassung und Cultus des ârischen Volks mit der Einnahme seiner neuen Sitze in Indien eine ganz veränderte Gestalt gewonnen hatten, so auch die Sprache. Je weitere Fortschritte einestheils das zur Erklärung der alten Lieder allmählich nöthig werdende und daran erwachsende grammatische Studium bei den damit Vertrauten, den Brahmanen also, machte, je engere und bestimmtere Grenzen es dem richtigen Sprachgebrauche zog, desto mehr entfernte sich derselbe von dem Gebrauch der grammatisch ungebildeten Mehrheit des Volks. Es trennte sich somit von der Volkssprache eine Sprache der Gebildeten, der von diesen gehegten Literatur und des brahmanischen Unterrichts ab, und zwar in immer entschiedenerer Entfremdung, je mehr auch jene sich ihrerseits entwickelte; Letzteres aber geschah hauptsächlich unter dem Einflusse der besiegten und als vierte Kaste in den brahmanischen Verband aufgenommenen Eingeborenen, welche die Sprache ihrer Besieger zwar allmählich gegen die ihrige vertauschten, aber nicht ohne in dieselbe eine grofse Zahl theils von Wörtern, theils von lautlichen Veränderungen hineinzutragen und besonders die Aussprache gewaltig zu modificiren. Jene Sprache der Literatur blieb dann das ausschliefsliche Eigenthum der Brahmanen und ihrer Schüler darin aus den andern Klassen des Volks, und hat sich in dieser Stellung unter dem später entstandenen Ehrennamen s a ṃ s k ṛ i t â, die gebildete sc. Sprache, bis auf die heutige Zeit der Form nach unverändert erhalten, während die Volkssprachen ihrerseits eine äufserst ausgedehnte Reihe von Entwickelungsstufen durchgemacht haben. Die Erscheinung der letztern nun in den an das ganze Volk gerichteten Edicten des P i y a d a s i, resp. eben die Form, in der sie darin auftreten, zeigt uns, dafs damals ihre Verschiedenheit von dem Sanskrit schon eine höchst bedeutende war, so dafs die Annahme, die wir früher über die Länge des Zeitraums zwischen der Einwanderung der Ârier und dem Auftreten B u d d h a's gemacht haben, auch von dieser Seite her ihre vollste Bestätigung findet.

Wenn wir für unsere bisherige Darstellung nur einheimische Quellen benutzen und zwar dabei (bis auf Piyadasi) nur nach einer innern Chronologie verfahren konnten, so sind wir nunmehr bei dem Zeitpunkt angelangt, wo uns auch auswärtige Berichte über Indien zu Gebote stehen. Wie spärlich dieselben auch sein mögen, für Indien ist all dergleichen, bei dem Mangel jeder wirklichen, einheimischen Chronologie, ganz unschätzbar, und reichen sie im Verein mit den wenigen Daten letzterer Art, die sich fortan aus indischen Inschriften und Münzen ergeben, eben gerade hin, die allgemeinsten Umrisse der indischen Staatengeschichte festzustellen. Für das 3. Jahrhundert v. Chr. liegt uns der äufsere und innere Zustand Indiens in der That durch die griechischen Berichte, welche von den Begleitern Alexanders des Grofsen oder von den Gesandten seiner Nachfolger an verschiedene indische Könige herrühren, mit grofser Klarheit vor Augen. Die brahmanische Cultur war bereits bis zu den Spitzen des Dekhan hinabgedrungen, hatte auch schon Ceylon erfafst und war auf dem Wege nach Hinterindien und dem indischen Archipel. Indien selbst war in sehr blühenden Verhältnissen, obwohl ein überaus harter Steuerdruck darauf lastete. Es bestanden mehrere sehr grofse Reiche, deren eines, im Osten gelegen, eine Oberherrschaft über die übrigen ausübte. Die Griechen wissen von den Wundern Indiens nicht genug zu erzählen; am spärlichsten sind ihre Berichte über das religiöse Leben und über die Literatur, über welche letztere sie leider fast gar nichts mittheilen.

Mit Alexanders Zuge nach dem Pendschâb hatte eine neue Periode für Indien begonnen, da es fortan mit dem Auslande in weit engere, directe Beziehungen trat, als dies bisher irgend der Fall gewesen war. Ein nicht unbedeutender Theil des westlichen Indiens blieb über 250 Jahre unter der Herrschaft griechischer Könige, und als der griechische Einflufs von dieser Seite abbrach, betrat er in nicht minder bedeutungsvoller Weise einen andern Weg, den Seeweg nämlich von Alexandrien her, der bis zum 6. und 7. Jahrhundert n. Chr.

in voller Thätigkeit blieb. Der in dieser Weise vermittelte griechische Einfluſs nun ist ein viel bedeutenderer gewesen, als man lange Zeit hindurch geglaubt hat; nicht nur, daſs die indische Baukunst, die sich dann im Verlauf allerdings selbständig ausbildete, die Münzprägekunst u. dergl. in ihren Ursprüngen sich streng an die griechischen Vorbilder anschlieſsen, auch die Astronomie der Inder, wenigstens die wissenschaftliche Phase derselben, ist rein auf griechische Werke, resp. Uebersetzungen derselben basirt, aus welchen eine groſse Zahl von Ausdrücken ihren Weg in das Sanskrit gefunden haben; es ist endlich auch nicht unwahrscheinlich, daſs sogar die Entstehung des indischen Dramas durch die Aufführung griechischer Dramen an den Höfen der griechischen Könige influenzirt worden ist. Bedeutender noch in ihren Folgen sind die Einwirkungen des gleichfalls hauptsächlich von Alexandrien her vermittelten Christenthums gewesen, welchen insbesondere die Idee eines persönlichen einigen Allgottes und der Begriff des Glaubens an ihn zuzuschreiben ist, die sich vor dieser Zeit in Indien nicht nachweisen lassen, fortan aber ein gemeinsames Merkmal aller indischen Sekten bilden. Bei der Verehrung des Kṛishṇa, eines alten Heros, die nunmehr in ein ganz neues Stadium tritt, scheint sogar direct der Name Christi eben darauf in Bezug zu stehen, und mehrere Legenden von Christus sowie von dessen Mutter, der göttlichen Jungfrau, auf ihn übertragen zu sein. — In umgekehrter Weise sind dagegen indische Philosopheme von entschiedenem Einflusse auf die insbesondere in Alexandrien vor sich gehende Bildung mehrerer gnostischen Sekten gewesen. Das manichäische Religionssystem in Persien ist höchst wesentlich von buddhistischen Vorstellungen getragen, wie denn die Buddhisten in ihrem frischen Religionseifer, getragen von ihrem universalistischen Princip, früh schon Missionen über Asien ausgesendet hatten. Die groſse Aehnlichkeit, die in vielen Beziehungen der christliche Cultus und Ritus, der sich in jener Zeit gerade bildete, mit dem buddhistischen zeigt, läſst sich am ungezwungensten durch den Ein-

flufs des letztern erklären, da sie oft zu speciell ist, als dafs sie ein unabhängiges Erzeugnifs beider für sich sein könnte; es gehören hierher die Reliquienverehrung, der Kirchthurmbau (gegenüber den buddhistischen Topen), das ganze Klosterwesen der Mönche und Nonnen, der Cölibat, die Tonsur, Beichte, Rosenkränze, Glocken u. a. m.

Durch den blühenden Handel mit dem Abendlande, auch nach Persien hin, gelangte jetzt die Westküste Indiens zu einer hervorragenden Bedeutung; hier bildeten sich die mächtigsten Reiche, deren Beherrscher als Beschützer der Literatur und Poesie auftraten und deren glänzende Höfe ein Sammelplatz für Dichter und Gelehrte waren. Dies ist das eigentlich goldene Zeitalter der sogenannten Sanskritliteratur, in dem sowohl die Sanskritsprache selbst ihre höchste dichterische Vollendung erreichte, als auch die schönsten Perlen indischer Dichtung entstanden sind. Der Ruhm von Indiens Weisheit drang nunmehr auch in alle Welt. Indische Fabeln und Märchen wurden in das Persische und daraus mit Hülfe des Syrischen und später des Arabischen in fast alle Sprachen Vorderasiens und Europa's übersetzt. Indische Astronomie und Medicin wurden an den persischen und arabischen Schulen gelehrt; auch sogar die indische Philosophie hat in späterer Zeit wesentlich zur Bildung des Çûfismus, einer pantheistischen Sekte im Islam, beigetragen.

Der Nordwesten Indiens blieb dagegen fast in stetem Besitze fremder Völker. Den Griechen folgten tatarische Stämme, deren Herrschaft nur kurze Zeit durch die der persischen Sassaniden unterbrochen ward, bis am Ende des 7. Jahrhunderts die Araber am Indus festen Fufs fafsten. Während sich jene tatarischen Stämme, die mit verschiedenen Namen genannt werden, mit grofser Innigkeit dem Buddhismus anschlossen, der durch sie zur Volksreligion von fast ganz Innerasien wurde, so dafs er sogar gegenwärtig noch mehr Bekenner haben soll, als selbst das Christenthum —, während ferner auch die ersten arabischen Eroberer mit grofser Schonung gegen ihre heidnischen Unterthanen verfahren zu sein scheinen, begann

in runder Zahl ums Jahr 1000 n. Chr. eine Periode der ungeheuersten Drangsale für Indien, von der es sich erst in neuester Zeit unter dem Schutze des Britischen Leuen wieder zu erholen beginnt. Mahmud von Ghasna, ein grausamer Fanatiker, trug zuerst das Banner des Islam als eine Fahne der allgemeinen Verwüstung und Verödung in die gesegneten Fluren Indiens; ihm sind dann in ununterbrochener Folge afghanische u. a. dergl. Horden gefolgt, ganz Hindostan mit Feuer und Schwert verheerend. Die Einfälle der Mogolen, auch bei uns noch in gutem Angedenken, schlossen sich an, und erst als es einem ihrer Fürsten, dem Baber, der uns auch eigene Memoiren über sein Leben hinterlassen hat, geglückt war, sich eine dauernde Herrschaft daselbst zu begründen, fanden sich unter seinen Nachfolgern, den sogenannten Grofsmoguls, besonders unter dem wahrhaft grofsen Akbar, einige Jahre der Ruhe. Auch Südindien, dessen Brahmanisirung während jener Verheerungen Hindostans durch die von da geflüchteten Brahmanen wesentlich gefördert worden war — wie denn diese sich auch noch besonders nach Hinterindien und dem indischen Archipel flüchteten —, konnte mit der Zeit dem Andrange der Moslims nicht widerstehen, und nur in wenigen Landstrichen hielten sich unabhängige indische Fürsten. Seit dann im Jahre 1498 Vasco de Gama zuerst mit einem europäischen Schiffe um Afrika herumgesegelt an der Küste Malabars landete, haben sich in buntem Wechsel Portugiesen, Holländer, Franzosen und Briten an der Beherrschung Indiens betheiligt, meist leider in einer Weise, die der europäischen Civilisation zu Schimpf und Schande gereicht. Ein Zeichen für die Lebenskraft des indischen Volkes ist es, dafs diese achthundertjährigen Leiden nicht noch zerstörender auf seinen Charakter gewirkt haben, dieser vielmehr Elasticität genug behalten hat, sich in den letzten 50 Jahren unter dem Schutze englischer Gesittung wieder so emporzuraffen, wie dies unleugbar jetzt schon der Fall ist.

Ich beschliefse diesen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung Indiens noch mit einer cursorischen Darstellung

des Entwickelungsganges der indischen Literatur. Wir haben bereits gesehen, daſs sich an die alten lyrischen Lieder des Veda in zweiter Reihe, unter dem Namen Brâhmaṇa, eine Art von dogmatisch-rituellen Commentaren in Prosa anschloſs. Eine dritte Stufe bilden die sogenannten Sûtra (eigentlich Faden, Band), welche das in den Brâhmaṇa nur in seinen Einzelnheiten vertheilte Material als Ganzes zusammenfassen und, je nachdem sie sich auf Sprache, Ceremoniel oder Sitte beziehen, für uns als die Ausgangspunkte der indischen Grammatik und der Gesetz- (d. i. Rechte- und Pflichten-) Kunde dastehen. Das grammatische Stndium, zum Verständniſs und zur Sicherung der alten Texte allmählich nöthig geworden, ist stets eine Lieblingsbeschäftigung der Inder geblieben, und sie haben in der Erkenntniſs der Gesetze ihrer Sprache, in Grammatik, Lexikographie, Metrik etc. mehr geleistet, als irgend ein anderes Volk der Welt, bis erst in unserm Jahrhundert, doch aber znm Theil gerade von ihnen angeregt, unsere Bopp, Humboldt und Grimm über sie hinausgeschritten sind. Nächst der Grammatik ist es die Philosophie, in welcher die Inder ihre schönste und eigenthümlichste Geistesblüthe entfaltet haben. Schon unter den spätern Liedern des Veda finden sich mehrere Hymnen speculativen Inhalts, die von einer gewaltigen Tiefe und Sammlung des Nachdenkens über den Urgrund der Dinge Zeugniſs ablegen. Die erhabene Natur, in deren waldiger Einsamkeit die indischen Weisen ihrer Betrachtung pflegten, rief in ihnen das Bewuſstsein einer alles Lebendige gleichmäſsig durchströmenden Naturseele wach, sowie die Vorstellung von dem raschen Wechsel und der Armseligkeit jeder individuellen Existenz, die Sehnsucht nach dem Aufhören der letztern und dem Anfgehen in den allgemeinen Weltgeist. Zu den abstrusesten Distinctionen gesellen sich hierbei Anschaunngen der erhabensten Art, bis sich dann die Scholastik derselben bemächtigt und sie in die enge Sphäre bestimmter orthodoxer Systeme einzwängt. Auch zur Uebung einer andern Wissenschaft hat die reiche Natur Indiens seine Bewohner früh genug aufgefordert, zur Heil-

kunde nämlich, deren anatomischer Theil zudem von dem Thieropfer her höchst wesentlichen Anstofs erhielt. Die Sternkunde ist in alter Zeit wesentlich nur auf Astrologie beschränkt gewesen; erst durch griechischen Einflufs hat sie sich, wie bereits bemerkt, zur Höhe wirklicher Wissenschaft emporgeschwungen. In der Algebra, welche dieser letztern Periode angehört, aber ein reines Product indischen Scharfsinns — dem wir ja auch unsere Zahlzeichen zu verdanken haben — zu sein scheint, sind die Inder zu einer Höhe gelangt, welche erst Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns in Europa erreicht worden ist, so dafs, wären dergleichen Schriften 100 Jahre früher, als dies dann wirklich geschah, bei uns bekannt geworden, dieselben entschieden Epoche gemacht haben würden.

Die indische Dichtkunst ist es gewesen, welche zuerst die Augen Europa's auf die indische Literatur überhaupt hinlenkte. Die Dramen freilich — das erkannte man auch gleich damals — konnten erst den Schlufsstein derselben bilden; das Epos darum, das man nach indischer Weise in eine fabelhafte Urzeit hinaufversetzte, sah man als ihren Anfangspunkt an; hat sich ja doch ziemlich lange Zeit auch für andere Völker die Ansicht geltend gemacht, dafs das Epos den Anfang ihrer poetischen Schöpfungen gebildet habe. Da man indefs nunmehr auch in Indien die lyrischen Dichtungen des Veda als die älteste, die vorhandenen Epen dagegen, Mahâbhârata wie Râmâyaṇa, als eine im Verhältnifs dazu viel jüngere Periode kennen gelernt hat [1], so wird die Ansicht, dafs jedes Volkes dichterische Leistungen mit der Lyrik beginnen, sich wohl nun wieder einer bessern Aufnahme zu erfreuen haben. Das Drama ist bei den Indern aus Tanz und Gesang, die sie von je her leidenschaftlich geliebt haben, hervorgegangen, und zwar, wie bereits oben berührt, nicht unwahrscheinlich unter dem Einflusse des Vorbildes griechischer Dramen. Zu ganz eigenthümlicher Vollendung haben sie es in der Spruchpoesie und was sich daran anschliefst, in der didaktischen, Fabel-

[1] s. den Excursus.

und Märchenliteratur gebracht. Die metrische Form übrigens ist fast allen Werken der sogenannten Sanskritperiode, sogar auch denen der Wissenschaft, gemeinsam; der Grund dafür liegt eben wohl darin, daſs in derselben die Sprache aufgehört hatte allgemeine Volkssprache zu sein, und nur dem Kreise der Gebildeten, die sie erlernten, angehörte.

Innerhalb der ganzen indischen Literatur nun, obwohl für die mit der gröſsten Sorgfalt behandelten heiligen Schriften der vedischen Zeit von geringerer Bedeutung, besteht, abgesehen von dem auch bei dieser stattfindenden völligen Mangel an äuſserer Chronologie, die sich eben nur durch eine innere, aus den erwähnten Namen u. dergl. erschlossene, ersetzen läſst, noch ein anderer, sehr verhängniſsvoller Uebelstand. Durch den vernichtenden Einfluſs nämlich des indischen Klima's ist die schriftliche Aufbewahrung literarischer Dokumente eine höchst schwierige; von den gegenwärtig vorhandenen Abschriften ist z. B. kaum eine älter als 4—500 Jahre, dieselben müssen daher überaus häufig wiederholt werden. In Folge hiervon hat fast in allen Zweigen der Wissenschaft oder Dichtkunst, wo nicht ein anderer praktischer Einfluſs dazwischen tritt, der glücklichere Nachfolger seinen übertroffenen Vorgänger gänzlich verdrängt; Letzterer war überflüssig, wurde daher bei Seite geschoben, nicht mehr auswendig gelernt, nicht mehr abgeschrieben. Und so besitzen wir fast überall nur die Blüthenwerke, in denen ein jeder Zweig seinen Culminationspunkt erreicht hat, und die als die klassischen Muster dienen, nach denen sich später die moderne, eigener Productionskraft mehr oder weniger beraubte Literatur gebildet hat. Aber anch auf die vorhandenen Texte selbst hat die Schwierigkeit der schriftlichen Aufbewahrung sehr schädlich gewirkt, insofern bei dem häufigen Abschreiben viele Aenderungen und Zusätze ganz willkürlicher Art, theils mit Absicht gemacht, theils aus Fehlern der Copisten entstanden, nicht ausgeblieben sind. Dazu kommt noch der Umstand, daſs die Ueberlieferung vieler derselben ursprünglich rein traditionell war, die schriftliche Aufzeichnung erst später und vielleicht gleichzeitig an verschie-

denen Orten geschah, so daſs uns einige Hauptwerke der indischen Poesie in mehreren bedeutend von einander abweichenden Recensionen vorliegen. Es kann somit in den meisten Fällen an die sichere Restituirung des ursprünglichen Textes gar nicht gedacht werden, und nur da, wo alte Commentare vorliegen, ist derselbe einigermaſsen, für die Zeit dieser Commentare wenigstens, gesichert. Hieraus ergiebt sich wohl, welche schwierige Aufgaben dem indischen Philologen zur Lösung vorliegen; gerade aber, daſs hier noch so viel frisches, unbebautes Feld der Bestellung harrt, ist freilich auch wieder ein Hauptreiz dieser Studien; man kann mit etwas Energie und Ausdauer so leicht zu lohnenden Resultaten gelangen. Die Arbeit der Kritik hat eben kaum erst begonnen und gleicht noch den Ansiedelungen in einem amerikanischen Urwalde: wie aber aus diesem in kurzer Frist stattliche Städte emporwachsen, so wird voraussichtlich auch in dem bisherigen nächtlichen Dunkel der indischen Cultur- und Literaturgeschichte in nicht zu langer Zeit klares Licht zum Schauen geschafft sein.

## EXCURSUS.

(Zu pag. 32.)

Die epische Poesie der Inder ist ebenso wie bei Griechen, Deutschen und Persern aus einfachen Liedern hervorgegangen, welche die Thaten einzelner Helden und Könige zum Gegenstande hatten. Dergleichen Lieder aus der ältern Zeit haben sich im Ṛigveda mehrere erhalten und auch in den Brâhmaṇa finden sich Bruchstücke davon mitgetheilt, die einen ganz gelegenheitlichen Anstrich tragen und darum gewifs historisch glaubwürdig sind. Auch die Kriegsthaten der Götter gegen die Dämonen wurden in dergleichen Liedern verherrlicht. Bei festlichen Gelegenheiten, z. B. bei dem Rofsopfer, war es ausdrücklich geboten, dafs die Sänger und Barden selbstverfertigte Strophen zum Lobe des das Fest feiernden Königs zu singen hatten, in denen sie ihn mit den alten frommen Königen der Vorzeit in Verbindung setzen mufsten; gleiches geschah im 7ten Monat der Schwangerschaft einer Hausfrau. Auch in prosaischen Legenden, die in den Brâhmaṇa vielfach in ganz unverdächtiger Weise eingestreut sind, erhielt sich das Gedächtnifs an historische Vorgänge der Vergangenheit. In Allem nun was wir von dergleichen bis jetzt aufgefunden haben, findet sich keine Spur des den eigentlichen Kern der Sage des Mahâbhârata bildenden Faktums, der Vernichtung nämlich des Reiches der Kuru durch das der Pançâla vor, es erscheinen im Gegentheil in den Brâhmaṇa beide Völker als noch in der innigsten Gemeinschaft mit einander verbunden. Von den im Mahâbhârata auftretenden Personen sind bis jetzt nur einige wenige in den Brâhmaṇa aufgefunden und zwar theils in andern Verhältnissen, theils wohl überhaupt blofs als Namensgenossen, theils endlich auch als gar nicht der Welt der Menschen, sondern als der der Götter angehörig. Das im Mahâbhârata so hervortretende Geschlecht der Pâṇḍu wird in keiner einzigen Stelle der Brâhmaṇa genannt, und erscheint,

aufser im Mahâbhârata selbst, erst bei den nördlichen Buddhisten — deren Schriftenthum als solches, d. i. in schriftlicher Abfassung mit dem ersten Jahrhundert n. Chr. beginnt —, hier indefs in einer ganz andern Stellung als im Mahâbhârata, nämlich als ein räuberisches Bergvolk, das zur Zeit Buddha's die Länder im Osten und Westen heimsuchte. Die Nachrichten der Griechen wie der südlichen Buddhisten weisen sodann uns verschiedene Reiche dieses Namens als zu ihrer Zeit bestehend auf, und es ist meine Vermuthung, dafs die Aufnahme desselben in die Mahâbhârata-Sage, welcher er auch nach Lassen's Annahme ursprünglich fremd ist, rein dem Umstande seine Entstehung verdankt, dafs deren Redaktion während der Herrschaft dieses Geschlechtes stattfand, eine Herrschaft deren Dauer wir in verschiedenen Theilen Indiens vom 5. Jahrhundert vor bis zum 3. Jahrhundert nach Chr. nachweisen können (s. Ind. Stud. II. 402 ff.).

Dafs statt der 100,000 Doppelverse des jetzigen Umfangs ein früheres Gedicht nur aus 8000 dergleichen bestanden habe, wird in dem Mahâbhârata selbst gelehrt. Es ergiebt sich ferner mit grofser Wahrscheinlichkeit, dafs in den hiernach herauszuschälenden achttausend çloka, welche den Kampf der Kuru und Pañcâla geschildert haben mögen, die allergewaltigsten Veränderungen vorgenommen worden sind und zwar zum Vortheile der mit den letztern identificirten Pâṇḍu, zum Nachtheile der Kuru, so dafs vielleicht sogar der ganze Ausgang der Sage ursprünglich gerade der entgegengesetzte von dem jetzt vorliegenden gewesen, der Sieg den Kuru gehört haben mag. Da nun übrigens das Bestehen des Reiches der Kuru wie der Pañcâla ausdrücklich in die Gegenwart der Brâhmaṇa-Literatur fällt, da ferner die alten Schriften der südlichen Buddhisten deren Bestehen ausdrücklich auch noch für die Lebenszeit Buddha's (im 6. Jahrhundert v. Chr.) postuliren, vor welcher letzteren überhaupt ein grofser Theil jener Brâhmaṇa-Literatur nur ein oder zwei Jahrhunderte voraus haben, ja mit welcher sie zum Theil sogar vielleicht gleichzeitig sein mag, so folgt schon hieraus in Verbin-

dung mit der Nichterwähnung der eigentlichen Mahâbhârata-Sage und der darin auftretenden Hauptpersonen, dafs das derselben zu Grunde liegende Faktum entweder noch gar nicht vorgefallen war oder doch in einer so völlig verschiedenen Weise, dafs unser Mahâbhârata damals (also im 6. Jahrhundert v. Chr.) unmöglich schon existiren konnte, und dafs wenn damals bereits ein gröfseres Epos dieser Art existirt hätte, es jedenfalls einen ganz anderen Inhalt gehabt haben müfste. Auch der Name des angeblichen Verfassers des Mahâbhârata, Vyâsa Pârâçarya, führt uns übrigens in eine den Brâhmaṇa posteriore Zeit, da der Name der Parâçara-Familie in ihnen nicht vorkommt und erst in den zum Theil sehr spät hinabreichenden vaṇça-Listen des Bṛihad Âraṇyaka erscheint.

Wir haben nun aber ferner auch ganz äufserliche Beweise, die uns über die Abfassungszeit des Mahâbhârata als Anhalt dienen können. Dahin gehört vor Allem die vielfache Erwähnnng der Yavana, Griechen, deren König Dattâmitra sogar als mit an dem Haupt-Kampfe betheiligt erscheint. Dafs Lassen diesen Namen richtig mit dem des Demetrios (regierte von c. 200 v. Chr. ab) identificirt hat, ergiebt sich zur Genüge aus einer neuerdings gefundenen Inschrift aus dem 2. Jahrhundert v. Chr., welche ausdrücklich zur Zeit des Dâtâmitîyaka Yonaka datirt. Die Erwähnung ferner der Planeten und Zodíakalbilder, die den Brâhmaṇa und den ältern buddhistischen Schriften (des Südens) völlig fremd und höchst wahrscheinlich beide (bei dem Zodiakus ist dies gewifs) den Griechen entlehnt sind, sowie nicht minder der ganze Götterkreis des Mahâbhârata (Çiva, Vishṇu, Kṛishṇa) führen auf eine den angeführten Werkgattungen völlig posteriore Zeit. Besonders instruktiv ist hier auch noch eine Legende des Mahâbhârata von der Pilgerfahrt eines weisen Brahmanen über das westliche Meer nach dem Lande der Weifsen, wo er die Verehrung des Gottes Kṛishṇa kennen gelernt und sie dann heimgebracht habe, insofern die Vermischung des Kṛishṇa-Dienstes mit christlichen Elementen, Legenden und

Gebräuchen aufser Zweifel, und in jener Fahrt offenbar eine Reise nach Alexandrien zu erkennen ist. Das betreffende Stück kann also sicher erst etwa in das 3. 4. Jahrhundert n. Chr. gehören.

Das älteste direkte Zeugnifs endlich für das Bestehen eines Epos mit dem Inhalte des Mahâbhârata datirt aus dem Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr., wo nach Schiffernachrichten versichert wird (beim Rhetor Chrysostomos), dafs die Inder den Homer übersetzt hätten und mit den Leiden des Priamos, den Klageliedern der Andromache und Hecabe und der Tapferkeit des Achilleus und Hector wohlbekannt seien (Ind. Stud. II, 162ff.). Was gewöhnliche Schiffer bei ihrer Küstenfahrt bemerkten, hätte der feinsinnige Megasthenes bei seinem langen Aufenthalt im Innern Indiens sicher nicht übersehen — wenn es damals schon existirt hätte, und ich stehe deshalb nicht an zu vermuthen, dafs die specielle Ausbildung des Mahâbhârata eben gerade erst in die Zeit nach Megasthenes fällt. Dafs in jenem Zeugnifs die frappante Aehnlichkeit der Belagerung von Troja mit der Belagerung von Laṅkâ nicht besonders hervorgehoben ist, könnte dafür sprechen, dafs das Râmâyaṇa, welchem die letztere angehört, damals noch nicht existirte, beweist wenigstens jedenfalls, dafs jene Schiffer davon keine Kunde erhielten. Die Posteriorität des Râmâyaṇa nach dem Mahâbhârata geht übrigens zur Genüge schon aus dem ganz offen darliegenden allegorischen Charakter (Acad. Vorles. 181) desselben hervor, wie aus der wirklichen Einheit des ganzen Werkes. — Ein zweites Zeugnifs für das Bestehen des Mahâbhârata stammt erst aus dem 5. Jahrhundert, insofern Nonnus in seinen Dionysiaca eine mittelbare Bekanntschaft mit dessen Inhalt zu verrathen scheint, obwohl auch dies neuerdings wieder sehr zweifelhaft geworden ist.

# ÜBER DEN BUDDHISMUS.

EIN VORTRAG,

IM BERLINER WISSENSCHAFTLICHEN VEREIN

GEHALTEN AM 1. MÄRZ 1856.

Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, Ihnen in dem kurzen Raum einer Stunde die wesentlichsten Resultate der neuern Forschungen über Entstehung und Geschichte der buddhistischen Religion mitzutheilen, ist keine leichte. Das rechte Maafs zwischen dem, was nothwendig und was weniger wichtig, ist schwer zu finden und hängt zu sehr von der Subjektivität des Einzelnen ab.

Der Buddhismus ist eben ein ganz ungeheures Feld, in seinen speciellsten Einzelnheiten der Untersuchung eines unbefangenen Geschichtsforschers im höchsten Grade würdig, und eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, ganz abgesehen von seinen früheren Schicksalen, schon dadurch, dafs er nach mehr als 2000jährigem Bestehen noch gegenwärtig die fast ausschliefsliche Religion eines ganzen Fünftels, wo nicht Viertels unserer jetzt lebenden Mitmenschen bildet. Es liegt auf der Hand, dafs hier der Forschung noch eine Unzahl ungelöster Probleme entgegentreten müssen, zumal wenn man bedenkt, dafs die Wissenschaft eigentlich erst seit kaum 30 Jahren in den Stand gesetzt ist, sich in fruchtverheifsender Weise damit zu beschäftigen. Bis dahin kannte man eigentlich nur die dürftigen Berichte europäischer Reisender über den gegenwärtigen Zustand des Buddhismus und über die eigenen Traditionen desselben in den Ländern, wo er herrscht, so wie einige aus tatarischen und chinesischen Schriften geschöpfte Einzelnhei-

ten, — über die Entstehung und ursprüngliche Gestaltung der buddhistischen Religion aber hatte man nur höchst vage, schattenhafte Vermuthungen; war sie ja doch aus dem Lande, dem sie entstammt zu sein schien, aus Indien, schon seit Jahrhunderten mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und man kannte sie eben nur in der Gestalt, die sie in der Fremde angenommen hatte. Sprach nun auch diese ungeheure Verbreitung über die fernsten Länder und verschiedensten Nationen mit Entschiedenheit dafür, daſs eben etwas durchaus rein und wahrhaft Menschliches ihre Grundlage gebildet haben müsse — was war es? wo hatte man es unter dem wüsten Formelkram, unter den absurden Phantastereien, unter dem feierlichen Pomp und Mummenschanz zu suchen, die fast allein dem Auge des europäischen Reisenden oder Gelehrten sich darboten?

Vier Männer sind es, die uns in den letzten 30 Jahren das Material zu einer wirklichen Geschichte des Buddhismus herbeigeschafft haben. Zunächst der englische Resident am Hofe des Königs von Nepal, Brian Haughton Hodgson, der daselbst die Sanskrit-Recension der buddhistischen heiligen Schriften auffand und seit 1828 vielfach für deren Verbreitung gesorgt hat. Sodann der kühne, ungarische Reisende Csoma Körösi, der fast gleichzeitig damit in Tibet die tibetische Uebersetzung derselben studirte, und uns zuerst die Kenntniſs des Tibetischen überhaupt eröffnete. George Turnour als dritter, der die Pâli-Recension jener Schriften in Ceylon entdeckte, und ein bedeutendes buddhistisches Geschichtswerk in Pâli, den Mahâvança herausgab. Endlich James Prinsep in Calcutta, der mit genialem Scharfblick die in einer Art Pâli abgefaſsten Felseninschriften eines Königs Piyadasi aus dem 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung entzifferte, welche in verschiedenen Theilen Indiens zerstreut in gleichem Wortlaute überall die Moral des Buddhismus dem Volke einzuschärfen bestimmt waren. Diesen vier Männern haben sich seitdem eine groſse Zahl von Mitarbeitern auf dem Gebiet des Sanskrit und Pâli selbst, des Chinesischen, Mogolischen, Tibetischen, Ceylonesischen angeschlossen. Unter

Allen strahlt besonders hervor Engène Burnouf in Paris, der durch seine Werke den Grundstein für alle Forschungen der Folgezeit gelegt hat, wie früh er ihnen auch leider durch den Tod entrissen worden ist. Auch die Schriften von Spence Hardy, der viele Jahre lang als wesleyitischer Missionar in Ceylon lebte sind von grofser Bedeutung für die Wissenschaft.

Das Resultat, welches hierdurch gewonnen worden ist, zeigt sich uns dahin, dafs die buddhistische Religion als die That eines einzigen Mannes zu betrachten sei, der im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung sich in Indien gegen die damals daselbst durch den Einflufs der brahmanischen Priesterkaste herrschenden Zustände und Vorstellnngen mit der absolntesteu Entschiedenheit erklärte, und dnrch die rein menschliche Moral, die er predigte, durch die Wiedereinsetzung eines jeden, auch des niedrigsten Individunms in die ihm als solchem zukommenden Rechte einen förmlichen Bruch des indischen Volkes mit seiner Vergangenheit, eine Reformation der grofsartigsten Weise herbeiführte.

Um dies richtig zu verstehen, ist nöthig kurz anzugeben, worin jene Zustände und Vorstellungen bestanden und wie sie sich gebildet hatten.

Als der weifse Volksstamm der Ârier, aus dem die Brahmanen hervorgegangen sind, von Nordwesten her in Hindostan einwanderte, ein Ereignifs, dessen Beginn man mindestens in das 15. 16. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zu setzen genöthigt sein wird, fand er daselbst andersfarbige, sei es in Indien eingeborene, sei es, was wahrscheinlicher, nur früher eingewanderte, wilde Volksstämme vor, die an Cultur, wie an natürlicher Begabung weit unter ihm standen und daher leicht zu unterwerfen waren, deren numerische Ueberlegenheit aber ein steter Grund zur gröfsten Vorsicht und Besorgnifs abgeben mufste, und deren wilde rohe Sitten in den Âriern den gröfsten Widerwillen, wo nicht geradezu Abscheu erweckten. In Folge hievon geriethen diese Stämme in den neu sich bildenden ârischen Staaten in eine sehr gedrückte, abhängige Stellung: jede Vermischung mit ihnen ward auf das

Strengste untersagt, und die Abkömmlinge etwa doch erfolgender Mischehen wurden wo möglich noch tiefer gestellt, noch härter behandelt. Aber auch unter den einwandernden Âriern selbst bildeten sich mit der Zeit drei bestimmte Gruppen heraus, das eigentliche Volk — die adlichen und königischen Geschlechter — die Priesterfamilien. Die Letztern, die Träger des altväterlichen Herkommens und im ausschliefslichen Besitze der religiösen Errungenschaften der Vorzeit, traten bei der gröfseron Bedeutnng, welche diese in den neuen Sitzen als ein Hauptbindemittel des ganzen Volkes gewannen, bei dem tiefen religiösen Bedürfnifs, welches die Ârier so ganz besonders auszeichnet, immer mehr in den Vordergrund. Von Stufe zu Stufe weiter schreitend, haben sie sich schliefslich, unter dem gegenseitigen Beistande der gleichzeitig mit ihnen von dem übrigen Volke sich immer weiter loslösenden königischen Geschlechter zu einer Stellung emporgeschwungen, in welcher sie nicht mehr blos als die alleinigen Kenner des Göttlichen, sondern als die wirklichen Repräsentanten desselben dastanden; selbst über die Königischen so erhaben, wie diese wieder über das Volk, und wie letzteres seinerseits über die Ureinwohner. Dieses hierarchische Kastenwesen drückte mit einer Härte und Unmenschlichkeit auf die letzteren, wie wohl kaum sonst noch in der Weltgeschichte ein Beispiel zu finden sein wird. Jeder Eingriff darein ward nicht blos für diese Welt, nein auch für alle folgenden Existenzen mit den grausesten Strafen bedroht. Auch der alte Glaube nämlich an Unsterblichkeit, den die Ârier mitgebracht hatten, an eine Vergeltung nach dem Tode, ward durch diese Priester benutzt, um jene Bande immer unauflöslicher zu schlingen. Es ward daraus die in dem naiven Gemüthe des Volkes leider gar zu leicht Eingang findende Lehre von der Seelenwanderung, vermöge welcher alle Vergehungen gegen die brahmanische Hierarchie und ihre staatlichen Einrichtungen als für alle Zukunft Verderben bringend dargestellt werden konnten. Und welchas Verderben! Die Höllenstrafen dieser Zeit überstrahlen noch die Dante'schen an Gräfslichkeit.

Dazu kam, daſs der Schimmer der alten einfachen Naturgötter, die das ârische Volk in seinen früheren Sitzen mit naiver Innigkeit und Ueberzeugung angebetet hatte, in den neuen Sitzen zu verblassen begann. Hier in Hindostan traten eben noch ganz andere Naturmächte wirksam auf. Der üppigsten Blüthe folgte in raschem Wechsel die schnellste Vernichtung: die tropische Gluth des Sommers veränderte das Land ebenso vollständig, wie der unausgesetzte Regen des Herbstes. Eine Unzahl feindlicher Dämonen hauste in Gestalt reiſsender, schädlicher Thiere oder grausamer Ureinwohner in Flur und Waldesdickicht, und erfüllte das unter dem Einfluſs des neuen Klima's, wie der hierarchischen Ordnungen, immer mehr erschlaffende und durch üppigen Sinnenrausch sich entnervende Gemüth des Volkes mit den abergläubischsten Vorstellungen. Zauberformeln und Beschwörungen (atharvan) traten an die Stelle der alten, naiven aber wirklich fromm gemeinten Lieder (ṛic), und der Glaube an die Macht der alten Naturgötter, das Vertrauen auf ihre Hülfe schwanden dahin, damit zugleich aber auch bei dem sich nunmehr hülflos und gottverlassen fühlenden Volke jedes Wohlbehagen an seiner so schon durch das brahmanische Staatsthum genugsam verkümmerten Existenz.

Diesem abergläubischen, immer mehr den Charakter des Götzendienstes annehmenden Polytheismus gegenüber bildete sich nun zwar bei dem denkenden Theile der Brahmanen aus der alten Götterlehre durch spekulative Scheidung der Gedanke eines einigen Wesens heraus, das als Ursprung der Welt zu gelten habe, einer Weltseele, die unbestimmbar, absolut und unbeschränkt über dem All throne. Gerade aber die ewige Unendlichkeit dieses Weltgeistes, die sie gegenüber der menschlichen Einzelheit und Beschränktheit in begeisterter Weise erfaſsten, machte auch diesen, äuſserlich unbedrückten, Gliedern des indischen Volkes die irdische Existenz zur Qual. Sie sehnten sich aufzugehen in dem All, aller Bande der Persönlichkeit und Einzelheit entledigt zu werden.

Gelangten sie zu dieser Sehnsucht rein auf geistigem, spe-

kulativem Wege, so war es dagegen dem übrigen Volke, bei aller äuſseren Blüthe, Ernst mit dem bittersten Miſsbehagen an seinen engen, gedrückten Verhältnissen, deren Unveränderlichkeit nun einmal bereits Axiom war, eben deshalb aber eine solche gesteigerte Abneigung gegen Leben und Existenz hervorrief, daſs die Unsterblichkeit, die früher als der Lohn guter Thaten erfleht worden war, nunmehr allseitig als der bitterste Fluch erschien, weil sie ja eben immer wieder von Neuem zu einer gleichen Existenz, wie die jetzige, führen muſste. Denn der Lohn guter Thaten konnte doch nicht ewig dauern, sondern es muſste ein Jeder nach noch so langen und glücklichen Himmelsfreuden immer wieder zu der Erde zurückkehren, um da von Nenem die irdischen Drangsale durchzumachen.

Dieser schmerzlichen Sehnsucht nun nach Befreiung von der Existenz überhaupt abzuhelfen, jenes höchste Ziel des Aufgehens im Weltgeiste zu erreichen — so lehrten die Brahmanen in ihren Schulen — müsse man sich von allen irdischen Beziehungen zurückziehen, alle Bande der Subjektivität, der Persönlichkeit abstreifen, und wem dies vollständig gelinge, der könne allerdings seine Andacht bis zu der wirklichen Empfindnng der Einheit mit der Allseele steigern, und noch lebend seine Vereinigung damit bewirken.

Im Ganzen ist dies nun eigentlich wirklich schon dieselbe Doktrin, die auch der Buddhismus lehrt, obschon sie in diesem anders gewendet erscheint, nämlich von einem Ur*stoff*, nicht einem Ur*geist*, ausgeht, nnd daher auch die völlige Anflösung (nirvâṇam) in erstrem, dem Stoffe, nicht das Aufgehen in letztrem, dem Geiste, verspricht, was aber im Grunde, da bei Beiden von einem persönlichen Bewuſstsein abstrahirt, dieses letztere im Gegentheil eben vollständig zn vernichten gestrebt wird, auf ziemlich dasselbe hinauskömmt.

Die Gröſse des Stifters des Buddhismus besteht somit durchaus nicht etwa, wie man irrig gemeint hat, in dieser Lehre, die eben vor seinem Auftreten bereits unter den Brahmanen aufgestellt worden war, die er nur annahm und der er

vielleicht nur eine andere spekulative Wendung gegeben haben mag [1], sie besteht vielmehr einzig und allein in der Art und Weise mit welcher er diese Lehre vortrug, und durch welche er sich zum Verkünder der allgemeinen Menschenrechte in einer Zeit und unter Umständen aufwarf, wo dieselben eben mehr als irgend je mit Füfsen getreten waren. Während nämlich bisher alle dergleichen Lehren nur in den Waldeinsiedeleien und Schulen der Brahmanen, und höchstens auch in Gegenwart einzelner besonders wissensdurstiger Könige, besprochen worden waren, die weitere Mittheilung derselben vielmehr durchweg als verboten und fluchwürdig gegolten hatte, trat der Mann, der sich Buddha, der Erwachte, nannte, in der vollen Begeisterung des Herzens, in der festen Ueberzeugung der Wahrheit dessen, was er sagte, und in dem innigsten tiefsten Mitleide mit allen denen, welche derselben noch nicht theilhaftig waren, vor das ganze Volk, ohne Unterschied des Standes, Ranges, Geschlechtes, zog von einem Ort zum andern, predigte überall in der Sprache des Volkes, lud Alle, Hohe und Niedrige, Brahmanen und Ausgestofsene, Reiche und Arme zu den beglückenden Wahrheiten ein, die er mitzutheilen hatte, und verkündete, dafs ein jedes Individuum im Stande sei, sich selbst durch eigne Kraft fortab sein ferneres Schicksal zu schaffen. „Wie zwischen dem Körper eines Prinzen und eines Bettlers kein Unterschied bestehe — wahrlich ein kühner Satz, gegenüber den wirklichen Raçen-Verschiedenheiten in Indien! — so sei auch zwischen dem Geiste Beider kein Unterschied. Ein Jeder sei befugt und sei fähig, die Wahrheit zu erkennen und sich damit Befreiung zu schaffen, wenn er nur wolle!"

Die Wahrheiten selbst aber, die er verkündigte, waren,

1) S. mein Schriftchen „Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete des Buddhismus" (Berlin 1853) pag. 16. 17. — Die Entstehung der Welt wird durch das allmälige Zur-Erkenntnifs-ihrer-selbst-Gelangen der alleinigen Ursubstanz erklärt. Das mehr oder minder Mangelhafte dieser Erkenntnifs bedingt die dazu im Verhältnifs stehende gröfsere oder geringere Mangelhaftigkeit der daraus eo ipso entstehenden Wesenheit, die sich dann nur durch die Erlangung der vollständigsten Erkenntnifs wieder mit der einigen Ursubstanz selbst vereinigen kann.

im Anschlufs an die einmal als Axiom geltende Lehre von der Seelenwanderung, vermöge welcher die Schicksale jeder Existenz durch die Thaten einer früheren bedingt galten, folgende vier:

1) „Vergänglichkeit, Trennung und Schmerz sind nothwendig mit jeder Existenz verbunden.
2) Die Entstehung jeder Existenz ist verursacht durch Leidenschaft in einer früheren Existenz.
3) Die Unterdrückung der Leidenschaft ist somit das einzige Mittel, der ferneren Existenz und mit ihr dem Schmerze zu entgehen.
4) Die Hindernisse, die sich dieser Unterdrückung in den Weg stellen, müssen beseitigt werden."

Dieser letzte, vierte Punkt ist in seiner praktischen Anwendung mit der wichtigste: durch ihn eben gelangte Buddha mit seinen Anhängern zu der vollständigsten Wegräumung aller derjenigen Gesetze und Vorschriften, mit denen das Brahmanenthum jeden Einzelnen umschnürt hielt: in ihm liegt die Forderung der absolutesten Freiheit der Bewegung für Alle eingeschlossen. Alle Hindernisse, die ein Jeder selbst auf seinem Wege zur Unterdrückung der Leidenschaft zu beseitigen hat, Alles was im Stande ist, ihn an seine Persönlichkeit zu mahnen, Alles das soll er in gleicher Weise auch für alle Uebrigen beseitigen und negiren. Niemand darf einem Andern irgendwie ein Leid anthun, durch welches er ihn auf seinem Wege zur Vollendung, zur Unterdrückung der Leidenschaft aufhalten könnte. Güte und Mitleid, Sanftmuth und Erbarmen, Liebe und Toleranz — das sind die Forderungen, die Buddha an seine Anhänger für ihr Verhältnifs nicht nur zu einander, sondern auch zu allen Uebrigen aufstellt. Aufopferung der liebsten Wünsche, der eigensten Bedürfnisse, ja des Lebens selbst, wenn es für Andere Noth thut, sind die besten Beweise, die man davon geben kann, dafs man in sich selbst die Leidenschaft unterdrückt hat und auf dem richtigen Wege zur Vollendung ist. Wie sein eignes Auftreten eine That der gröfsten Selbstentäufserung, des reinsten Mitleides

für alle die war, welche er im Irrthum befangen sah, so verlangte er Gleiches auch von allen seinen Anhängern. Alle übrigen Miitel zur Vollendung zu gelangen, wie sie die brahmanische Hierarchie darzubieten wufste, Vedastudium, Opfer, Geschenke an die Priester u. dergl. verneinte er völlig. Wie könnten Gebete an die Götter, die ja selbst dem Fatum der Seelenwanderung unterworfen seien, aus demselben erlösen! wie gar Geschenke an die Brahmanen als solche, selbst Menschen wie alle Uebrigen!

Griff er nun hierdurch die Macht der brahmanischen Hierarchie in ihren innersten Grundpfeilern an, und machte sich deren Vertreter zu seinen erbittertsten Feinden, so gewann er sich doch wohl auch manche Mitglieder derselben, welche die Einfachheit und Klarheit seiner Lehre fesselte und zugleich von dem mühevollen Studium der umfangreichen schwierigen Veda erlöste. Er gewann sich ferner dadurch auch wohl manche Fürsten und Königische, die diese Gelegenheit ergriffen, um sich der drückenden Vormundschaft der Brahmanen zu entziehen. Waren ja doch vielleicht in den östlichen Gegenden Indiens, wo er auftrat, auch die Ureinwohner Indiens, wenn auch brahmanisch civilisirt, doch noch besonders kräftig und natürlich ebenfalls sehr geneigt, sich der brahmanischen Hierarchie zu entledigen. Den Kern seiner Anhänger aber fand er in dem niederen Volke. Alle Mühseligen und Beladenen wandten sich ihm, ihrem Erlöser, zu. Der ungeheuerste Erfolg ward seinen Bemühungen zu Theil: und das Schauspiel, das uns hier entgegentritt, ist in der That unsrer aufrichtigen Bewunderung wohl würdig, zumal wenn wir die Verhältnisse und Vorstellungen bedenken, unter denen dieser bei aller Demuth seiner Lehre doch hochgewaltige und wahrhaft kühne Geist auferzogen war und auftrat.

Er war ein Königssohn im östlichen Indien, selbst dereinstiger Erbe eines Königsthrones, auferzogen als Prinz, mit allen Vorurtheilen und Genüssen seines Standes, im höchsten Wohlleben, gewöhnt an die schwelgerische Ueppigkeit indischer Höfe. Aber durch sein Nachdenken inmitten alles dessen

zum Bewufstsein der Vergänglichkeit alles Irdischen erwacht, verliefs er, 29 Jahr alt, heimlich seinen ihn zärtlich liebenden Vater, seine drei schönen Frauen, seinen Sohn, um fortab als Bettler nur von Allmosen zu leben, und sich als Lehrling den Schulen der weisesten Brahmanen anzuschliefsen. Da ihm aber deren Lehren nicht genügten, zog er sich selbst in die Einsamkeit zurück, und erst nach sieben Jahren der striktesten Beschaulichkeit, des angestrengtesten Nachdenkens, gelangte er endlich, 36 Jahr alt, zu den schliefslichen Resultaten seiner Lehre, die er dann unausgesetzt 48 Jahre lang bis zu seinem Tode im 85. Jahre (543 v. Chr.) von Ort zu Ort wandernd öffentlich dem ganzen Volke vorpredigte, alle Anfechtnngen und Gefahren glücklich überwindend.

Dafs dieser Mann die Kühnheit hatte, den mächtigen Vorurtheilen, die ihm entgegen standen, die Spitze zu bieten, alle Unterschiede des Standes, der Geburt, ja der Nationalität selbst aufzuheben, darin hat er sich wahrlich als ein tapfrer Held gezeigt, würdig des Kriegergeschlechtes, dem er entstammt war, und ein Beispiel ohne Gleichen in der ihm vorliegenden Weltgeschichte aufgestellt. Die spekulative Begründung seiner Lehre dagegen, wie die Lehre selbst, leidet vielfach sehr entschieden durch Mangel an Schärfe und Klarheit, und können wir es nur als eine geistige Verirrung betrachten, wenn neuerdings wieder sogar unter uns der zwar immerhin geistreiche, aber jedenfalls verschrobene Philosoph Arthur Schopenhauer als neuer Herold derselben aufgetreten ist. Consequent verfolgt mufs diese Lehre von der Ertödtung der Leidenschaft zu einem jeder menschlichen Thätigkeit feindlichen Quietismus führen, zu einem blödsinnigen Hinstarren, zur vollständigsten Verleugnung menschlicher Gefühle und Bestrebungen. In der That hat sich dies auch in späterer Zeit mehrfach als der Wurm des buddhistischen Systems herausgestellt, der dasselbe zernagt hat. Aber zu Buddha's Zeit selbst und in den ersten Jahrhunderten nach ihm trat dieser Uebelstand noch nicht so scharf hervor. Da überwog vielmehr das unendlich Gute, welches seine Lehrme-

thode mit sich führte, alles das, was die Lehre selbst etwa hätte schaden können. Denn wenn auch Buddha allerdings mit dieser letzteren in der That zunächst einem wirklichen spekulativen Bedürfniſs seiner Zeit, dem Verlangen eben nach der Erlösung aus dem Jammer der Einzelexistenz, entsprach, so wirkte er doch auf der andern Seite durch erstere, seine Lehrmethode darauf hin, dieses Bedürfniſs selbst zu entkräften und zu beseitigen: denn er stillte ja doch gerade diesen Jammer des Lebens durch die Forderungen, die er zur Verwirklichung seiner Lehre an seine Anhänger richtete, und machte diese selbst dadurch für den groſsen Haufen derselben, den eben nur der wirkliche Jammer, kein spekulatives Streben zu jenem Verlangen nach Erlösung von dem irdischen Dasein getrieben hatte, eigentlich geradezu überflüssig. Wir haben hier in der That das höchst eigenthümliche Schauspiel vor uns, daſs eine Doktrin, welche auf der absoluten Erbärmlichkeit und Nichtsnutzigkeit des irdischen Lebens, der Einzelexistenz beruht, deren ausgesprochenes Ziel die vollständigste Negirung desselben ist, in ihrer praktischen Ausführung gerade das umgekehrte Resultat hervorbrachte! Befreit von dem Netze und Wuste drückender Bestimmungen, wieder eingesetzt in seine eignen persönlichen Rechte, sein Schicksal wieder in seiner eignen Hand allein tragend, athmete der Inder wieder einmal frei auf, ward sich stolz seiner Menschenwürde bewuſst, die ihn ja sogar über die in den Freuden des Himmels befangenen Götter erhob und gewann das Leben lieb, in welchem er von nun ab nicht mehr Haſs, Druck und Verfolgung, nur liebevolles Mitleid von seinen Mitmenschen und Brüdern zu erwarten hatte. An die Stelle der Kasten trat eben die buddhistische Gemeinde, in welcher ein Jeder den seiner Einsicht, Tugend und Güte gebührenden Platz erhielt, und nach nichts weiter als danach gefragt ward. Das Bewuſstsein einer solchen Gemeinde anzugehören, freies Glied einer freien Genossenschaft zu sein, gab dem Gemüthe einen Schwung, eine Elasticität und eine Thatkraft, die bis dahin unerhört waren. — In der richtigen Erkenntniſs nun dieses offenbaren Zwie-

spaltes zwischen dem Ziele seiner Lehre und den nächsten Erfolgen seiner Lehrweise, sowie in Anerkennung der sich ihm aufdrängenden Einsicht, dafs eben nicht Alle sogleich fähig seien, jenem hohen Ziele der endlichen Vollendung sich hinzugeben, that Buddha selbst den für die Zukunft seiner Lehre so hochwichtigen Schritt, seine Anhänger in zwei Theile, die Laien und die Geistlichen, zu sondern. Nur die letztern hatten sich unbedingt allen den zur Erreichung der endlichen Erlösung bestimmten Anordnungen zu fügen, während die ersteren nur alle die praktischen Tugenden zu üben hatten, welche sie in einer künftigen Existenz dann in den Stand setzen sollten, selbst auch unmittelbar an dem Werke ihrer Erlösung zu arbeiten. Aber Jedem stand es frei zu wählen, ob er nicht eben schon jetzt sich dazu kräftig fühle: Jedem war der Eintritt iu den geistlichen Stand, vorausgesetzt dafs er den betreffenden Bedingungen genügte, verstattet: auch der Austritt stand in seiner Hand, wenn er sich etwa doch noch zu schwach fühlen sollte. Und zwar ward hierbei eben nicht nur durchaus kein Unterschied des Standes gemacht, sondern auch keiner des Geschlechtes. Selbst den Frauen war es gestattet, sich in die Reihen der Geistlichkeit aufnehmen zu lassen, wahrlich ein Schritt, der allein schon genügt, um die wirkliche Güte und echte Menschlichkeit Buddha's in das schönste Licht zu stellen! Verlangte nun Buddha von allen seinen Anhängern für den Fall der Noth eine durchaus und völlig uneigennützige Hingabe aller persönlichen Besitzthümer und Bedürfnisse, eine Gemeinnützigkeit des Handelns ohne Grenzen, so wurde doch der engere Kreis der Geistlichkeit noch ganz besonders zu steter Entsagung, zur absolutesten Selbstentäufserung verpflichtet. Bei dem gemeinsamen Wohnen derselben, welches er aus verschiedenen Grüuden als zweckmäfsig erkannte und anordnete, bildete sich dann mit der Zeit von selbst unter den älteren und jüngeren Mitgliedern dieser Mönchs- oder Nonnen-Klöster, deren Unterhalt nur durch die Allmosen und Beiträge der Laien bestritten ward, eine Art Stufen- und Rang-Folge aus, die

dann später allmählich ein ebenso festes, stattlich gegliedertes Kirchensystem hervorgerufen hat, wie wir dies an der römisch-katholischen Kirche bewundern, in einem Lande (Tibet) ja sogar auch wirklich ebenso zu einer einheitlichen päpstlichen Spitze gelangt ist.

Der öffentlichen Predigt, einer Hauptpflicht der Geistlichkeit, fügte Buddha auch noch die öffentliche gemeinsame Beichte vor der ganzen Gemeinde hinzu, nach dem echt menschlichen Grundsatze, daſs das öffentliche, reuige Bekenntniſs eines Vergehens die einzige wahrhaft zur Besserung, zur Vollendung führende Sühne desselben sei. Von demselben Grundsatze der Oeffentlichkeit und Gemeinsamkeit ausgehend sind auch alle seine übrigen Bestimmungen über das Leben und die Pflichten der Gemeinden seiner Anhänger, und es erwuchs daraus mit der Zeit jene Feierlichkeit und Würde des buddhistischen Cultus, welche nie verfehlt hat, den europäischen Reisenden, selbst den christlichen Missionaren höchst wohlthuend und doch gewaltig zu imponiren.

Im engsten Zusammenhange übrigens mit dem Mitleide an der in Irrthum und Jammer versunkenen Menschheit, welches Buddha selbst zu seinem Auftreten bewogen hatte, steht es nun, daſs er es seinen Anhängern auch zur Pflicht machte, als Missionare auszuziehen und seine Lehre überall zu verbreiten. Und von dem Geiste, mit welchem er dieselben zu beseelen wuſste, legen uns die Legenden darüber oft ein wahrhaft ans Herz greifendes Zeugniſs ab. Ein reicher Kaufmann z. B., Pûrṇa mit Namen, der mit Zurücklassung aller seiner Güter ein enthusiastischer Anhänger Buddha's geworden war, beschloſs einen wilden Volksstamm der neuen Lehre zu gewinnen. Buddha selbst stellte vorher seine Festigkeit auf die Probe, indem er ihm zunächst sagte, die Leute seien roh, wüthig, grausam, und er werde die gröſsten Beschimpfungen und Schmähungen von ihnen zu erdulden haben. Pûrṇa erwiederte: „so werde ich sie doch für gute, liebe Leute halten, weil sie mich weder schlagen, noch mit Steinen werfen.“ „Wenn sie nun aber auch dies thun?“ „So sage ich doch

dasselbe, denn sie könnten mich ja mit Waffen verwunden." „Aber auch dies wird geschehen!" „Nun so sind es liebe, gute Leute, weil sie mir nicht das Leben rauben." „Aber wenn sie dich nun tödten?" „So weifs ich es ihrer Liebe und Güte Dank, dafs sie mich mit so wenig Schmerz von diesem erbärmlichen Körper befreien." „Gehe du hin, Pûrṇa", sprach Buddha. „Selbst erlöst, erlöse sie. Selbst gerettet und getröstet rette und tröste sie. Führe du, selbst vollendet, sie zur Vollendung!" Wie es dem Pûrṇa hier durch seine unerschütterliche Sanftmuth dann auch wirklich gelang, die Wilden zu bekehren, so erklärt dies Beispiel auch zugleich den Erfolg, den die buddhistische Mission überhaupt in der Folgezeit gehabt hat.

In der That, wenden wir den Spruch: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" auf Buddha's Wirksamkeit an, so müssen wir dieselbe als eine überaus segensreiche bezeichnen. Als besten Beweis hiefür können wir die Felseninschriften jenes Königs Piyadasi anführen, der in runder Summe etwa 300 Jahre später über ganz Hindostan regiert haben mufs. Wenigstens haben sich dieselben eben gleichlautend, und zwar aus verschiedenen Jahren seiner Regierung herrührend, bereits an drei verschiedenen Stellen im Osten, Nordwesten und der Mitte Hindostans vorgefunden. Diese Edikte nun, deren Zeit durch die Erwähnung einiger griechischen Könige, Nachfolger Alexanders des Grofsen, mit Sicherheit bestimmt ist, und die, um das beiläufig zu erwähnen, für die Wissenschaft auch noch als älteste Dokumente indischer Schrift und indischer Volkssprache von ganz unschätzbarem Werthe sind, haben den einzigen Zweck das Volk zur Beobachtung allgemeiner Duldung und Schonung, zu Sanftmuth und Liebe, zu gemeinnützigen Handlungen aller Art wie Anpflanzung von Bäumen, Anlegung von Quellen, öffentlichen Rasthäusern anzuhalten, und im Interesse des eignen, irdischen und jenseitigen, Wohlergehens von allen Gewaltthätigkeiten und Vergehen abzumahnen. Es ist eine Art öffentlicher Predigt, die der König an das gesammte Volk in der Sprache desselben

ergehen läfst, und in der er dasselbe auch zur Beobachtung der öffentlichen Beichten auffordert. Die mehrfache Hinweisung auf das Jenseits zeigt zur Genüge, dafs man dem Volke gegenüber zunächst von der strengen Durchführung der Lehre abstrahirte: nur eben auf die künftigen Geburten, sich in diesen das wahre Wohlergehen zu sichern, wird es hingewiesen: die schliefsliche Vollendung und Erlösung aber setzt noch bei weitem mehr voraus, als die blofse Ausübung jener rein praktischen Tugenden.

In diesen Edikten nun, in den eigenen Legenden, und in der ganz fabelhaften raschen Ausbreitung des Buddhismus liegen uns die sichersten Beweise dafür vor, dafs es den Anhängern dieser neuen Religion Ernst damit war, die Lehren derselben zu befolgen. Das belebende Gefühl der Gemeinsamkeit und Brüderlichkeit, das sie unter einander verband, trug die schönsten Früchte. Zeuge dessen sind z. B. auch ihre grofsartigen Tempelbauten, besonders die berühmten Höhlentempel an der Westküste Indiens, wie denn die indische Baukunst, wenn auch in ihren Anfängen wohl auf griechischen Mustern ruhend, doch höchst wesentlich ein Kind des Buddhismus ist. Der praktische Trieb, welcher in Folge der Verpflichtung sich gegenseitig das irdische Dasein leicht zu machen und alles Ueble von einander abzuwenden, sich unter seinen Anhängern erzeugte, giebt sich bei ihnen auch als Sinn für Geschichte kund, wozu sie ja schon durch das Streben der Pietät von den Lebensverhältnissen ihres Stifters möglichst treue Kunde zu behalten geführt werden mufsten. Dieser historische Sinn zeichnet die Buddhisten sehr vortheilhaft vor den Brahmanen aus. Nur von ihnen haben wir Chroniken, die der Rede werth sind, und auch die Sitte der Inschriften, die für Indiens spätere Geschichte von so hoher Bedeutung wird, geht in ihren Ursprüngen auf sie und ihr Princip der Oeffentlichkeit und Gemeinsamkeit zurück.

Ganz abgesehen nun aber von dem reinigenden und kräftigenden Einflufs, den der Buddhismus auf seine eigenen Anhänger ausgeübt hat, ist er auch überhaupt auf ganz Indien

von höchst wohlthätigen Folgen gewesen. Znnächst nämlich verdankt ihm auch schon das Brahmanenthum selbst unstreitig eine Art Regeneration — eine Erscheinung, welche in der Neubelebung des römischen Katholicismus durch unsere eigene Reformation im Mittelalter ein vollständiges Analogon findet. Ist ja doch in allen Fällen eine wirkliche, kräftige Opposition am Besten im Stande, dem Angegriffenen die eignen Fehler und Schwächen zu zeigen und giebt ihm eben dadurch Gelegenheit, sich durch deren Beseitigung gegen den Angriff selbst zu schützen und zu stählen. Also auch hier! das vielfach höchst blutige und widerwärtige Opferceremoniell, die wenn auch seltenen, doch direkt gebotenen Menschenopfer, die zahlreichen Thieropfer, und die vielen obscönen Gebräuche, die wir in den brahmanischen Sûtra und Brâhmaṇa kennen lernen — all dies ward verändert und verschwand zum Theil völlig. Auch der Polytheismus erhielt zunächst einen harten Stofs. Die Götter erschienen in der That nun auch dem Brahmanen in einem niedreren Lichte, als die heiligen Menschen. Dafs ein Solcher, ein ṛishi, durch die Macht seiner Andacht sogar über die Götter Herr sei, schmeichelte den stolzen Brahmanen zu sehr, um nicht bereitwillige Anerkennung bei ihnen zu finden. Andrerseits indefs gewann dadurch die Lehre von der brahmanischen Weltseele, durch Versenkung in welche man eben solche Macht gewinnen konnte, sowie für das Volk die monotheistische Lehre von der Oberhoheit der ersten Emanation dieser Weltseele, als welche es einen der beiden hinfortigen Hauptgötter, Çiva oder Vishṇu, verehrte, entschiedenes Uebergewicht, und das ganze brahmanische System dadurch einen festern Halt. Von ihren Prätensionen aber gab die brahmanische Hierarchie nicht das Geringste auf, zog dieselben im Gegentheil nur noch enger und fester zusammen, und nahm den Kampf um ihre Existenz, sobald sie sich irgend stark genug dazu fühlte, mit fanatischer Entschiedenheit auf. Nur da, wo die Buddhisten bereits die Mehrzahl hatten, konnten sie sich behaupten: nur da war Friede, da die Buddhisten ihrem Grundsatze der absolutesten Toleranz gemäfs sich nie

zu Verfolgungen der Brahmanen herbeiliefsen. Die durch diese Toleranz bedingte Vertheidigungsschwäche des Buddhismus haben nun diese Letzteren, die sich somit ganz ungestört sammeln und stärken konnten, trefflich zu benutzen gewufst. Es kam ihnen dabei später noch ein Umstand zu Statten, der dem Brahmanenthum gegenüber gerade ein Hauptverdienst des Buddhismns ist, seine Nichtachtung nämlich der Nationalitäten, sein vollständig kosmopolitischer Charakter. Denn, als die fremden Völkerschaften, die, in den sechs bis sieben Jahrhunderten um den Beginn unserer Zeitrechnung herum, den Nordwesten Indiens beherrschten, sich zum Theil wohl eben deshalb dem Buddhismus zuneigten und danach sogar seine entschiedensten Anhänger wurden, stachelten die Brahmanen den Patriotismus ihrer Fürsten nach Vertreibung derselben auch gegen deren Glaubensgenossen in Indien selbst auf, und führten durch blutige Verfolgung deren gänzliche Vernichtung herbei.

Gerade diese universelle Tendenz des Buddhismus übrigens, wenn sie ihm auch schliefslich seine Verjagung aus Indien mit zugezogen zu haben scheint, bildet sein weiteres Hauptverdienst um die Entwicklung des indischen Geistes im Allgemeinen. Durch ein äufserst glückliches Znsammentreffen nämlich fiel die Bekanntschaft der Inder mit der griechischen Kultur, eine Bekanntschaft, der sie entschieden theils mittelbar theils unmittelbar die Blüthe ihrer ganzen mittelalterlichen Literatur, das goldne Zeitalter der Sanskrit-Poesie und Wissenschaft verdanken, gerade in die Zeit, in welcher eben durch den Buddhismus ihr Geist zu einem Verkehr mit der Fremde höchst wirksam vorbereitet, ja sogar direkt angespornt war. Und die engen Beziehungen, in welchen z. B. die griechischen Könige in Baktrien und am Indus zum Buddhismus standen, wie wir von einem derselben, dem Menander, sogar aus ceylonesischen Berichten, wo er Milinda heifst, mit Bestimmtheit wissen, sind hiebei gewifs von der gröfsten Bedeutnng gewesen.

Nach diesem Ueberblick über die Thätigkeit Buddha's

und die Erfolge seiner Lehre, wenden wir uns nunmehr dazu, in der Kürze die allmälige Entwicklung und Geschichte derselben zu verfolgen.

Als Buddha nach 48jährigem Wirken angeblich im Jahre 543 v. Chr. starb, war das Gefühl der Verehrung und Liebe für ihn unter seinen Anhängern so mächtig, daſs ein allgemeines Verlangen, ein eifriger Wettstreit unter ihnen entstand, von den Gebeinen des theuren Lehrers ein Andenken zu besitzen. Dies ist der Ursprung der seitdem so verbreitet gewordenen Reliquienverehrung. Groſsartige Gebäude, sthûpa genannt, wurden über diesen in köstlichen Gefäſsen eingeschlossenen Reliquien errichtet, und die Gestalt dieser sthûpa hat Veranlassung gegeben, in ihnen den Ursprung unserer Kirchthürme zu suchen [1]. Ueberhaupt hat sich das religiöse Bedürfniſs des Menschen, einen Gegenstand seiner gläubigen Verehrung zu haben, bei den Buddhisten, denen durch Buddha's Lehre jeder andere Weg, demselben zu genügen, abgeschnitten war, auf seine eigene Persönlichkeit concentrirt, und aus der wohlverdienten dankbaren Hingebung seiner Schüler ist mit der Zeit ein vollständiger göttlicher Cultus geworden. Dem Volke blieb eben seine spekulative Lehre wohl meist unverständlich und fremd: es vermischte dieselbe mit den eignen Vorstellungen: nur den Gedanken an die durch ihn erfolgte Erlösung und Errettung aus dem Jammer und Druck der brahmanischen Hierarchie hielt es fest, und dankte ihm, dem Erlöser, der die Lehre von der allgemeinen Gleichheit und Duldung aufgestellt hatte, mit göttlichen Ehren [2].

Die Aussprüche und Lehren Buddha's wurden gleich nach seinem Tode durch ein Concil seiner Anhänger gesam-

1) Wenn es nicht näher liegt, dieselben aus Glockenhäusern entstanden zu denken? Aber die Glocken selbst sind ja indischen Ursprungs, und auch die arabischen Minarets dürfen nicht auſser Acht gelassen werden, die ja gleichem Zwecke dienen. Die altbyzantinischen Bauwerke, Armeniens z. B., stehen in der That den buddhistischen überaus nahe.

2) Sein ganzes Leben wurde mit einem göttlichen Scheine umwoben, von seiner Geburt ab, die dann auch als durch unbefleckte Empfängniſs erfolgt dargestellt ward.

melt und geordnet. Eine schriftliche Aufzeichnung indeſs fand im Norden Indiens erst fast 600 Jahre später statt, unter dem scythischen Könige Kaniṡhka, der nach Inschriften und Münzen c. 40 n. Chr. in Kashmir regierte: nach den Angaben der betreffenden Tradition selbst freilich lebte derselbe 400 Jahre nach Buddha's Tode, eine Differenz, die sich einstweilen noch nicht erklären läſst. Im Süden Indiens in Ceylon dagegen geschah die schriftliche Redaktion schon früher, etwa im Jahre 80 v. Chr. Beide Redaktionen, die der nördlichen, wie der südlichen Buddhisten sind äuſserlich ziemlich von einander verschieden, stimmen aber im Innern der darin enthaltenen Schriften oft ganz wörtlich mit einander überein, ein Umstand, der, zumal die eine Redaktion, die nördliche, in Sanskrit, die andere in Pâli abgefaſst ist, in der That ein höchst gewichtiges Zeugniſs für die Güte und Trefflichkeit der mündlichen Ueberlieferung ablegt, welche bis zur schlieſslichen schriftlichen Abfassung allein Träger dieser Traditionen gewesen war. Ueber die verhältniſsmäſsige Authentität derjenigen Punkte, in welchen beide Redaktionen übereinstimmen, kann somit durchaus kein Zweifel sein, und nur der kolossale Umfang dieser Werke ist bis jetzt, und noch für lange Zeit, ein gewaltiges Hinderniſs für die Sicherstellung jener Punkte. Es ist keine Frage, daſs uns hier, besonders in den Parabeln und Gleichnissen oft die eignen Worte Buddha's vorliegen mögen! nur müssen sie aus einem endlosen Schwall und Wust ungehöriger Zuthaten herausgeklaubt werden. Die ceylonesische Redaktion scheint im Allgemeinen den Vorzug der gröſseren Einfachheit zu verdienen: die kaschmirsche ist zu sehr von dem Unkraute des Wunderglaubens überwuchert. Denn, seltsames Schicksal! der Mann, dessen ganze Lehre sonst so rein verständig und nüchtern auftritt, hat doch dadurch daſs er sich an das einmal bestehende Dogma von der Seelenwanderung anschloſs und es zu einem Eckstein seiner ganzen Lehre machte, gerade dem abenteuerlichsten Wunderglauben einen ganz speciellen Antrieb gegeben, was um so verderblicher gewirkt hat, je mehr demselben jede andere Bahn versperrt war.

Die Phantasie, die bisher mit den Göttergestalten der alten Mythe, also doch immerhin wenigstens mit wirklich einen allegorischen Gehalt und einen bestimmten Kern tragenden Vorstellungen, ihr Spiel getrieben hatte, wandte sich nunmehr, da diese ecrasirt waren, bei den Buddhisten auf das Feld der sogenannten Dschâtaka, Praeexistenzen, wo sie denn in der wildesten Weise, ohne irgend welchen Halt zu finden, umherschweifen konnte. Es scheint in der That, als ob sich Buddha selbst vielfach der Methode bedient habe, die ja ganz zu seiner Lehre paſst, die Unglücksfälle und Uebel des gegenwärtigen Lebens gegebenen Falles als Strafe für die Sünden eines früheren, und damit ein recht abschreckendes Beispiel aufzustellen. Er that dies vielleicht nur hypothetisch „der und der wird wohl das und das in seinem früheren Leben gethan haben", und die Tradition mag dies dann als direkte Aussage gefaſst haben, oder aber er war wirklich in der Ansicht seiner Zeit befangen, daſs bestimmte Sünden in dem einen bestimmte Strafen in dem nächsten Leben zu erwarten hätten. Kurz diese seine Erzählungen von den eignen Praeexistenzen und denen Anderer bilden wenigstens in beiden Redaktionen ein Lieblingsthema seiner eigenen von der Tradition aufbewahrten Aussprüche, so wie aller spätern buddhistischen Werke. Die Wundersucht, die sich dadurch der ganzen buddhistischen Literatur bemächtigt hat, ist eine ganz ungeheuerliche. Es kam dazu überdem der Wunsch, die Thaten und die Hoheit Buddha's selbst gegenüber den brahmanischen Göttern als weit überlegen darzustellen, und die letztere in jeder Weise zu überbieten. Die Maaſslosigkeit, die nun einmal ein wesentlicher Charakterzug des indischen Volkes im groſsen Ganzen ist, gewann durch die schrankenlose Befreiung des Individuums als solchen im Buddhismus in den geistigen Produkten desselben eine Ausdehnung, die an den absolutesten Blödsinn streift. Und je toller so ein Werk, desto heiliger galt es, desto mehr als Muster für neue Compositionen der Art. Die entsetzliche Langeweile, ja geradezu der geistige Widerwille, den wir bei dem Studium solcher Werke em-

pfinden müssen, macht uns dasselbe in der That höchst beschwerlich. Aber nicht blos in ihren Literaturwerken, nein in fast allen ihren geistigen Vorstellungen macht sich das Bestreben geltend, die wirkliche Armuth der jeder faktischen Basis beraubten Phantasie durch monströse Ausdehnungen der räumlichen oder zeitlichen Verhältnisse zu verdecken. Ich glaube, daſs sie hierin auch auf die brahmanischen Vorstellungen, deren Träger dadurch zu Gleichem herausgefordert wurden, sehr ungünstig eingewirkt haben. Alle an das Mythologische gränzenden Ideen sind eben nur so lange berechtigt, als sie das unmittelbare, unbewuſste Produkt naiver Gläubigkeit entweder noch sind, oder sich doch an frühere dergleichen Produkte im Geist und Sinne derselben anschlieſsen: sobald sie aber aus bewuſster, gemachter Anschauung hervorgehen, verfallen sie dem Fluche des Irrsinns und des Lächerlichen. Man muſs in der That recht lebhaft an die sanften menschlichen Gebote der buddhistischen Moral und die Reinheit ihrer Ethik, an den nüchternen praktischen Sinn ihrer auf Gemeinsamkeit und Oeffentlichkeit basirten Institutionen, und an den feierlichen Pomp des buddhistischen Cultus, wie er sich allmählich herausbildete, denken, um es begreiflich zu finden, daſs die buddhistische Religion nicht an jenem Fluche zu Grunde gegangen ist, sondern trotz dessen so weite Verbreitung gefunden hat!

Diese groſsartige Verbreitung gränzt allerdings ihrerseits selbst wirklich an das Wunderbare und ist leider in ihren Einzelnheiten noch sehr wenig aufgeklärt. Nur für das südlichste Land, wohin der Buddhismus, und zwar bereits sehr früh, im dritten Jahrhundert nämlich vor unsrer Zeitrechnung, gedrungen ist, die Insel Ceylon nämlich, besitzen wir in dortigen alten Geschichtswerken ziemlich genaue Angaben darüber, deren gewöhnliche Nüchternheit und Einfachheit für ihre Treue bürgt und zugleich auch ein Zeugniſs davon ablegt, daſs die eben gerügte Ueberschwenglichkeit wesentlich der späteren Entwicklung und Entartung angehört. — Nicht einmal für Indien selbst läſst sich mit irgend welcher Ge-

wifsheit die allmälige Verbreitung des Buddhismus verfolgen, da die Brahmanen in ihren Schriften fast geflissentlich jede Erwähnung desselben zu vermeiden scheinen, und dergleichen nur sehr sporadisch in den Dramen und sonstigen mehr volksthümlichen Werken sich vorfindet. Am häufigsten noch werden die buddhistischen wandernden Schwestern erwähnt, als Beförderer nämlich heimlicher Liebschaften, die sie, von ihrem Mitleid für den Kummer liebender Paare getrieben, in den Schutz nehmen. Indessen haben wir doch durch die Inschriften des Piyadasi, durch die beiläufigen Angaben über Indien selbst in jenen ceylonesischen Geschichtswerken, durch zahlreiche Weihe-Inschriften an den buddhistischen Felsentempeln, sowie durch die Berichte zweier chinesischer Pilger, des Fa Hian aus dem fünften und des Hiuen Thsang aus dem siebenten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, Stoff genug zu einer geschichtlichen Darstellung, der indefs leider noch nicht gesammelt und verarbeitet ist. Hiuen Thsang fand den Buddhismus in Hindostan schon in entschiedenem Verfall. Nach den Angaben der Brahmanen wäre es besonders den eifrigen Bemühungen des Vedânta-Philosophen Çaṇkara im achten Jahrhundert zuzuschreiben, dafs die Vertreibung der Buddhisten aus Indien gelang. Ein eigentliches Datum hiefür fehlt indefs noch vollständig; jedenfalls hat dieselbe nicht auf ein Mal, sondern nur Schritt für Schritt stattgefunden. Im südlichen und westlichen Indien ist, wie es scheint, eine verwandte Sekte, die der Dschaina, an ihre Stelle getreten. Uebrigens haben die Brahmanen es wohl verstanden, gewissen dem Volke lieb gewordenen Einrichtungen des Buddhismus Rechnung zu tragen: so hat sich z. B. durch neuere Untersuchungen unwiderleglich gezeigt, dafs das berühmte Wallfahrtsfest des Dschagannâtha (Dschagernauth), bei welchem für die Dauer desselben aller Kastenunterschied aufhört, nur die Fortsetzung eines grofsen buddhistischen Festes ist, das in diese Zeit fiel. Aus dem dabei gebrauchten heiligen Namenszuge, der die Einheit der buddhistischen Trias, Buddha, Gesetz, Gemeinde darstellte, haben die Brah-

manen drei Götterfratzen gemacht, die sie mit ihren Festgöttern identificirten. Auch haben sie Bnddha selbst nnter die Zahl der zehn Menschwerdungen, avatâra, ihres Gottes Vishṇn aufgenommen. Trotz alledem aber ist es schwer zu begreifen, wie sich das indische Volk die durch den Buddhismus erlangte Freiheit hat entreifsen, und sich wieder in die drückenden Fesseln der brahmanischen Hierarchie und Kastenordnung schlagen lassen!

Aufser Ceylon hat die frühste Verbreitung des Buddhismus nach Aufsen hin im Nordwesten Indiens stattgehabt. In den nordwestlichen Landstrichen Indiens nämlich hatte der Brahmanismus mit seiner Hierarchie überhaupt niemals festen Fufs fassen können; die dortigen Stämme waren vielmehr bei ihren vorbrahmanischen Sitten und Einrichtungen stehen geblieben, und somit sehr zur Aufnahme des Buddhismus geeignet, dem sie sich in der That auch sehr bald mit grofsem Eifer hingaben. Die griechischen Könige daselbst begünstigten ihn, wie bereits bemerkt, in hohem Grade, und deren scythische Nachfolger wurden sogar seine allerwärmsten Anhänger und Beschützer. In der That sollen bereits im 2., 3. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung buddhistische Missionare, von ihrem frischen Glaubenseifer getrieben, und wohl auch im Gefolge des damals gerade so lebhaften Landhandels, in die persischen Länder gekommen sein. In der Folgezeit wurden diese Missionen immer häufiger und der Manichaeismus z. B. im 3. Jahrhundert n. Chr. tritt als eine ausdrückliche Vermischung und Vereinigung christlicher, persischer und buddhistischer Religionsbegriffe auf. Umgekehrt finden sich übrigens auch unter den buddhistischen Dogmen der späteren Zeit mehrere, die auf parsische Elemente zurückgehn. Wenn sich in den Lehren der Gnostiker und Neuplatoniker vielfach aus Indien entlehnte und zwar nicht blos buddhistische, sondern auch brahmanische Vorstellnngen vorfinden, so hat man den Weg dafür indefs wohl weniger über Persien, als vielmehr über Alexandrien, die eigentliche Heimath jener zu verfolgen. Pantainos, der später Lehrer des Clemens von

Alexandrien ward, hatte früher längere Zeit in Indien als Missionar gelebt. Auch von Bardesanes ist seine Abhängigkeit von indischen Lehren sicher. Desgleichen von Ammonius und Scythianus [1]. Vor Allem aber sind es die überaus grofsen Uebereinstimmungen des buddhistischen Ritus und Cultus mit dem christlichen, wie er sich gerade in dieser Zeit bildete, welche zu der Vermuthnng gegründete Veranlassung geben, dafs der letztere hiebei vielfach der entleihende Theil sei. Hieher gehört das ganze, ja gerade jetzt in Aegypten entstehende Mönchs- und Nonnen-Wesen, der Coelibat der Geistlichkeit, die Tonsur derselben, der Gebrauch der Glocken und Rosenkränze, die Reliquienverehrung, der Kirchthurmbau, der Heiligenschein, und gewifs noch manches Andere. Eine nähere Untersuchung dieser Berührungen erscheint als im höchsten Grade wünschenswerth: auch der Buddhismus könnte ja umgekehrt durch das Medium christlicher Missionen Manches vom christlichen Cultus entlehnt haben. [Wir wissen von einem buddhistischen Mönche ans dem 6. Jahrhundert mit Bestimmtheit, vgl. Renan im Journal Asiatique 1856 pag. 251, dafs er Christ geworden und neben Uebersetzungen aus dem Indischen auch christliche Traktate verfafst hat. Sollte dies das einzige Beispiel gewesen sein [2]? oder sollten nicht vielleicht auch umgekehrt christliche Mis-

---

[1] E. Renan vermuthet sogar in dem Namen des Scythianus eine reine Uebersetzung aus Çâkya (muni), dem gentilen Namen Buddha's, s. seine treffliche Histoire des langues Sémitiques pag. 251 (Paris 1853): ebenso wie er in dem verrufenen ἅγιον εὐαγγέλιον des Scythianus, resp. dem εὐαγγέλιον κατὰ Θωμᾶν der Manichäer irgend ein buddhistisches von Gantama (einem andern Namen Buddha's) handelndes sûtra vermuthet. Zu den von ihm über die Bekanntschaft der Gnostiker, resp. Kirchenväter mit dem Buddhismus angeführten Stellen ist noch Cedrenus chronicon I, 259—60 (Paris 1647. — I, 455—57 Bonn 1838 I. Becker) hinzuzufügen, dessen Angaben fast ganz identisch sind mit denen, welche in Petri Siculi hist. Man. p. 16. 22 (ed. Giescler) aus den Catechesen des Cyrillus VI, 21—25 (Paris 1720 fol. 100—110) beigebracht werden. — In dem so eben erschienenen ersten Theile des dritten Bandes von Lassen's „Indischer Alterthumskunde“ (Leipzig 1857) finden sich auf pag. 387—416 die Berührungen der Gnostiker, Manichäer und Neuplatoniker mit Indien ausführlich erörtert.

[2] Bei Assemani Bibl. Orient. III, 1, 439 findet sich ein monachus Bantha als circa 595 lebend angeführt; nach ibid. II, 415 lautet indefs dieser Name Bâ'ûth (mit 'Ain zwischen â und û) باعوث.

sionare, die nach Indien gepilgert, und dort mit dem so ähnlichen buddhistischen Kirchenwesen und Ritus in Berührung gekommen waren, geradezu sich demselben angeschlossen haben? vielleicht in dem sichern Glauben, daſs derselbe ein christlicher sei?] Bekanntlich hat die ganze äuſsere Erscheinung des buddhistischen Ritus mit dem katholischen so ungemein viel Aehnlichkeit, daſs die katholischen Missionare der neueren Zeit oft alles Ernstes denselben für eine Aeffung des Teufels erklärt haben. Die mittelalterlichen Sagen von dem christlichen Priesterkönig Johannes, der in Asien thronen sollte, finden dadurch ihre sehr einfache Erklärung. Denn auch nach Inner-Asien und China hin scheint der Buddhismus schon ein oder zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung seinen Weg gefunden zu haben. Letzteres Land, in welchem er im Jahr 61 p. Chr. öffentlich anerkannt ward, ist bekanntlich seitdem eine Hauptstation desselben geblieben. Für uns besonders von Wichtigkeit sind theils die vielen Uebersetzungen buddhistischer Werke aus dem Sanskrit in das Chinesische, theils die schon erwähnten Reiseberichte zweier chinesischen Pilger über Indien, die ihr Glaubenseifer nach dem Heimathlande ihrer Religion hinzog. Von China aus ist dann auch Japan bekehrt oder doch wenigstens höchst wesentlich mit buddhistischem Stoffe getränkt worden.

Der Weg nach China führte über Tibet, mit welchem deshalb so genaue Beziehungen hierbei bestehen, daſs sich z. B. die Chinesen ebenso wohl wie die Tibeter selbst vielfach groſse dreisprachige Wörterbücher für Chinesisch-Tibetisch-Sanskrit angelegt haben, insofern nämlich die sämmtlichen heiligen Schriften aus der Sanskrit-Redaktion in das Tibetische, und durch dessen Medium zum gröſsten Theile auch in das Chinesische übersetzt worden sind. Die eigentliche Blüthe des Buddhismus in Tibet, wo er seine höchste kirchliche Entwickelung erreicht hat, datirt indeſs erst aus dem achten und den folgenden Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Dies war das Land, wohin sich die buddhistische Geistlichkeit, als sie aus Indien vertrieben ward, ganz beson-

ders zurückgezogen hat: und von hier aus ward dann in noch späterer Zeit bis in die neuste Zeit hinein Central-Asien, das wie bereits bemerkt schon vorher vielfach buddhistische Einwirkungen erfahren hatte, fast vollständig dem Buddhismus gewonnen. Ja sogar der ursprüngliche, auch jetzt noch meist daneben bestehende Dämonendienst der dortigen Stämme hat sich von da den Namen für seine Priester, die Schamanen geholt, welcher Name eben aus der indischen Bezeichnung der buddhistischen Geistlichen, çramaṇa, geflossen ist.

Hinterindien, Birma nämlich und Siam, scheint bereits sehr früh bekehrt worden zu sein: die heiligen Schriften finden sich hier, wie in Ceylon, in Pâli vor. Und zwar scheint sich der Buddhismus hier besonders rein und gut erhalten zu haben. Die Priester aus Amarapura wenigstens, die vor einigen 50 Jahren von da nach Ceylon geholt wurden, werden in dieser Beziehung, so wie überhaupt wegen ihrer Intelligenz, sehr rühmlich vor den ceylonesischen Priestern ausgezeichnet.

Auch über den indischen Archipelagus, insbesondere Java, und von da aus über die benachbarte kleine Insel Bali, haben sich die Buddhisten verbreitet, jedoch ist es noch durchaus unbestimmt, in welche Zeit man dies zu setzen hat. Es sind neuerdings daselbst auch heilige Schriften derselben aufgefunden worden, leider ist indeſs noch nichts darüber bekannt, in welcher Sprache dieselben verfaſst sind, ob in Sanskrit oder Pâli. — Ob noch weitere Verbreitung des Buddhismus nach Polynesien oder gar nach Süd-Amerika hin stattgefunden habe, wie man vermuthet hat, darüber fehlt vor der Hand noch jeder sichere Anhaltspunkt: jedenfalls hat sich daselbst nichts davon direkt erhalten.

Es versteht sich nun von selbst, daſs der Buddhismus bei seiner Verbreitung über so viele heterogene Nationen manchen Veränderungen nicht hat entgehen können. Hatten sich ja doch auch in Indien selbst schon früh verschiedene Sekten desselben gebildet, die sich mit groſser Animosität befehdeten. Diese vielfache Zerspaltung und Uneinigkeit mag immerhin auch auf seine schlieſsliche Vertreibung aus Indien nicht ohne

Einflufs gewesen sein, dieselbe vielmehr durch die damit bedingte eigene Schwächung wesentlich erleichtert haben. Die Entwicklung der buddhistischen Dogmen-Geschichte liegt indefs leider für uns noch sehr in Dunkel gehüllt. Den wenigen Angaben darüber, die man bisher aus den brahmanischen Vedânta-Commentaren kannte, und die darin meist in polemischer Absicht vorgetragen werden, wird sich freilich mit der Zeit eine reiche Fülle von Material aus den buddhistischen Schriften selbst anschliefsen lassen. Schon jetzt aber ergiebt sich wenigstens, dafs die spekulative Seite der buddhistischen Dogmatik eine sehr mannichfache Ausbildung erfahren hat, und die ursprüngliche nihilistische Doktrin Buddha's selbst vielfach gänzlich bei Seite geschoben worden ist, um den verschiedenartigsten, sogar rein monotheistischen[1] Grundsätzen Platz zu machen. Auch das schliefsliche Endziel, Nirvâṇam, das Verwehen in das All, oder was dasselbe scheint in das Nichts, wird vielfach rein als ein Zustand der Seligkeit gefafst, der bei den dazu gelangten heiligen Persönlichkeiten, den Buddhâs und Bodhisattvâs, sogar mit vollständigem Selbstbewufstsein und unbedingter Willensfreiheit verbunden ist. Das praktische System des Buddhismus dagegen kehrt in seinen wesentlichsten Grundzügen, und durch die heiligen Schriften geschützt, überall gleichmäfsig wieder,

[1] Aus dem Vorkommen der Buchstaben *OAΔO BOΔ* oder *OΔYO BOY* anf zwei oder drei indoskythischen Münzen übrigens darauf zn schliefsen, dafs die Vorstellnng von Âdibuddha als einem höchsten persönlichen Gotte bereits vor Anfang der christlichen Zeitrechnnng existirt habe, wie Lassen will (Ind. Alt. II, 849. 1084. III, 384 ff.) möchte kanm angehen: denn theils ist es noch nicht sicher, dafs jene Buchstaben wirklich durch âdibnddha oder âdyabuddha wiederzugehen sind, theils aher stehen daneben noch einige Buchstahen, die entweder anf *CAMANA* d. i. çramaṇa der Büfser, oder anf *CAKAMOYNI* d. i. Çâkyamnni zurückführen, also rein den historischen, menschlichen Buddha, den Stifter des Bnddhismus znm Gegenstande hahen, dessen Verehrung als „höchster Gott" wohl kaum als damals bereits möglich gedacht werden kann, wenn wir bedenken, wie einfach menschlich er in den nm wenig mehr als 200 Jahr älteren Inschriften des Piyadasi crwähnt wird, wie sich ferner in den älteren der nnter dem Indoskythenkönige Kanishka angeblich in ihre jetzige Form gebrachten heiligen Schriften der nördlichen Buddhisten von einer solchen Verehrung eines Âdibnddha keine Spnr findet, die den Pâliwerken der südlichen Bnddhisten üherhanpt ganz fremd gehliehen ist (s. Bnrnouf in Intr. à l'hist. dn Buddhisme pag. 120. 230), und dem ganzen Wesen des Buddhismus eigentlich von vorn herein entschieden widerspricht.

und der Einflufs desselben giebt sich in allen Landen, die er getroffen hat, durch eine verhältnifsmäfsig reine und einfache Sittlichkeit zu erkennen, die alle Kreise des Volkes mehr oder weniger durchzieht, ein Zeugnifs zu seinen Gunsten, welches die christlichen Missionare fast durchweg abzulegen sich gedrungen fühlen, und welches gegenüber dem entsittlichenden Einflusse, welchen der Islam z. B. so vielfach im Orient auszuüben pflegt, wahrlich sehr schwer ins Gewicht fällt. Die ethischen Spruchsammlungen der Buddhisten, z. B. das in Pâli abgefafste Dhammapadam, oder im Tamulischen der Graul's neuesten Forschungen nach auf buddhistischem Grunde erwachsene Kural des Tiruvalluver, gehören in der That zu dem Vollendetsten, was in dieser Art irgend bekannt ist. Besonders ist auch die Stellung der Frauen dadurch, dafs sie ebenso gut wie die Männer in die Reihen der Geistlichkeit wenn auch nur als Nonnen und wandernde Schwestern zugelassen werden, eine bei weitem würdevollere, als sonst im Orient: es ist ihnen dadurch das Recht eigner Individualität gesichert und der Einflufs davon macht sich natürlich auch auf ihre Stellung unter der Laienschaft geltend. Einen der schönsten Beweise der ihm inne wohnenden Kraft hat der Buddhismus mit seiner Sanftmuth nnd Milde z. B. auch dadurch abgelegt, dafs er die wilden Mogolen sogar, deren Grausamkeit auch noch bei uns in schrecklichem Angedenken steht, zu friedlichen Nomaden wieder umgeschaffen hat.

Ob überhaupt die Geschichte seiner Entwickelung bereits eine abgeschlossene ist, oder ob ihm noch eine neue Regeneration bevorsteht, darüber wäre es sehr voreilig, schon jetzt irgendwelche Vermuthungen auszusprechen. Den englischen Berichten nach hat sich in der That, und zwar wohl unter dem Einflusse christlicher Missionen, in den letzten 15—20 Jahren in Siam eine grofse und durch ihre Bildung und Gelehrsamkeit bedeutende Partei erhoben, welche Alles, was in ihren Schriften und Traditionen mit dem alten Wunderglauben in Beziehung steht, verwirft, und sich nur an die moralischen Vorschriften Buddha's gebunden bekennt.

# DIE VERBINDUNGEN

# INDIENS MIT DEN LÄNDERN IM WESTEN.

GESCHRIEBEN IM APRIL 1853.

In Indien fehlt es — das ist eine alte Klage — vollständig an geschichtlichen Werken, so daſs wir für die Geschichte des Volkes rein auf die innere Chronologie, die sich aus Charakter und Inhalt seiner literarischen Dokumente ergiebt, beschränkt sein würden, wenn nicht glücklicher Weise zwei Momente hinzuträten, die uns jenen Mangel wenigstens einigermaaſsen ersetzen: es sind dies einmal die Verbindungen Indiens mit dem Auslande und zu zweit die Inschriften und Münzen der indischen Könige. Was zunächst die Untersuchung über die letzteren betrifft, so hat dieselbe in der jüngsten Zeit wirklich überraschende Resultate geliefert: zwar ist die Entzifferung und Erklärung der Inschriften, die oft blos durch einheimische Gelehrte, die sogenannten Paṇḍit, für englische Reisende gemacht wird, ohne von treuen Faksimile begleitet zu sein, gewiſs mehrfach gerechtem Zweifel unterworfen, und auch bei ihrer Benutzung und Verbindung mit anderweitigen Nachrichten ist vielleicht etwas mehr Vorsicht als bisher zu wünschen [1], aber die Schlüsse, die man aus dem Charakter der Schrift wie der Sprache, und bei den Münzen überdem aus dem Gepräge und den Emblemen ziehen kann und bereits

1) Wenn z. B. Meghavâhana in einer Inschrift als Name eines Königs von Kaliṅga im südöstlichen Indien erscheint, so darf man denselben nicht unmittelbar mit dem Meghavâhana, der als König von Kashmir im nordwestlichen Indien genannt ist, identificiren: höchstens kann man allenfalls die Vermuthung ihrer Identität wagen: der Name ist eben ein auch sonst noch in anderen Verhältnissen wiederkehrender, der mehreren Personen angehört hat.

gezogen hat, geben uns für ihren Inhalt rein objektive Zeitbestimmungen an die Hand; bei der grofsen Zahl dieser Dokumente würde es, bei einer genügenden Veröffentlichung derselben, die freilich nur durch Unterstützung der englischen Regierung stattfinden könnte, nach Lassen's gewichtigem Urtheil „in der That möglich sein, von der Zeit der Guptadynastie, also dem 2. Jahrhundert p. Chr., an, wenn auch nicht eine vollständige Geschichte Indiens, so doch die der wichtigsten Dynastieen in den verschiedenen indischen Ländern herzustellen, insbesondere in denen, die weniger hart von der Zerstörungswuth der Muhamedaner heimgesucht wurden, d. h. im Dekhan.“ Die Resultate, welche sich bis jetzt für die Zeit bis zum Schlusse der älteren Guptadynastie ergeben haben, finden sich mit grofser Ausführlichkeit im zweiten Theile (1852) von Lassen's indischer Alterthumskunde dargestellt, einem Werke, dessen hoher Werth als eine reiche Fundgrube höchst bedeutender Specialuntersuchungen allgemein anerkannt ist. Wir werden im Verlauf mehrfach auf dasselbe Rücksicht zu nehmen haben, insofern es hier unsere Aufgabe sein wird, den jetzigen Stand der Untersuchungen über den ersteren Punkt, die Verbindungen Indiens nämlich mit dem Auslande und die Wechselwirkungen dieser Verbindungen kurz darzustellen: wir werden übrigens hiebei diejenigen Länder, bei denen keine Wechselwirkung, sondern auf die blos ein Einflufs indischer Seits stattgefunden hat, ohne dafs sie irgend welchen bis jetzt wenigstens erkennbaren Rückschlag geäufsert haben, Hinterindien nämlich und China, nicht berücksichtigen.

Was zunächst Aegypten betrifft, dessen Monumente jahrtausendlange Dauer beanspruchen und es somit als das älteste Kulturland bezeichnen, so ist es lange ein Lieblingsthema gewesen, die dortigen Verhältnisse mit den indischen zu vergleichen und aus diesen, oder diese aus ihnen, hervorgehen zu lassen. Es genügt dagegen aber, abgesehen davon, dafs weder Aegypter noch Inder in so früher Zeit ein seefahrendes Volk gewesen sind und somit bei der grofsen Ent-

fernung der beiden Länder eine so enge Verbindung geradezu unmöglich war, schon die einfache Bemerkung, dafs die ârischen Inder im Anfang des 2. Jahrtausends a. Chr. wahrscheinlich noch gar nicht in Indien, sondern entweder noch in ihren hochiranischen Ursitzen wohnten, oder sich wenigstens erst davon zu trennen und an dem Indus niederzulassen begannen: der höchste Ansatz, den man bis jetzt, übrigens eigentlich auch nur auf's Gerathewohl hin[1], für die Zeit der vedischen Lieder gemacht hat, ist c. 1400 a. Chr., zu welcher Zeit die Ârier eben noch wesentlich im Pendschab angesiedelt waren, von wo sie sich erst allmählich auch über das übrige Indien ausbreiteten. Wenn sich also mit Indigo gefärbte Baumwollenzeuge, indische Musseline und chinesisches Porcellan in Gräbern der achtzehnten Dynastie, die angeblich 1476 a. Chr. zu regieren aufhörte, wirklich vorgefunden haben sollten[2], so mag dies durch den alten innerasiatischen Verkehr vermittelt sein (für das chinesische Porcellan ist dies sogar der einzig mögliche Weg) oder durch den Seehandel der Phönicier mit der indischen Küste, welcher letztere bereits in deren frühern Sitzen am persischen Meerbusen stattgefunden und erst nach ihrer Uebersiedelung nach Phönicien hin den Weg des rothen Meeres genommen haben soll. Auf letzterem Wege ist es, dafs uns um 1000 a. Chr. die erste faktische Kunde wird von der Bewohnung der westlichen Küste Indiens durch ârisch redende Völker. Aus Ophir, d. i. nach Lassen dem Lande der Abhîra an den Mündun-

[1] Die Angabe im sogenannten Vedakalender, dafs die Wendepunkte in die Mondstationen Âçleshâ und Dhanishṭhâ fielen (während sie bei Varâhamihira saṃh. III, 1. 2 nach griechischer Lehre in Krebs und Steinbock fallen), scheint nicht einmal wirklich auf der alten Anordnung der indischen Mondhäuser zu beruhen, vergl. die Note auf pag. 80, sondern bereits wenigstens um ein ganzes Zeichen rückwärts geschoben zu sein: da diese letztere zudem nicht von den Indern selbst gemacht, sondern nur von den Chaldäern entlehnt ist, so läfst sich natürlich für das indische Alterthum daraus gar kein Schlufs ziehen: wir werden übrigens auf die Frage, welcher Zeit jene Anordnung zuzuschreiben sei, weiter unten zurückkommen. — Ueber die ungefähre Berechnung der vedischen Periode s. oben pag. 14 — 16. 26. Danach ist sie etwa in das 15., 16. Jahrhundert zu versetzen.

[2] Diese Angabe ist indefs, wie mir Prof. Lepsius mittheilt, eine vollständig irrige und apokryphe: sie würde übrigens auch, selbst wenn richtig, nichts für ârischen Ursprung dieser Erzeugnisse beweisen.

gen des Indus[1], brachten sie auf Salomo's Schiffen Waaren, die in dieser Zusammenstellung eben nur aus Indien kommen können, übrigens daselbst bereits einheimischen Handel, zu Lande oder längs der Küste hin, mit Malabar bedingen, Gold uud Silber nämlich, Edelsteine, Sandelholz, Elfenbein, Affen und Pfauen: von den nicht hebräischen Namen hiefür, die die Bücher der Könige und der Chroniken angeben, geht wenigstens koph, Affe, (daraus κῆπος) sicher auf das indische kapi zurück: bei den übrigen dagegen ist vor der Hand nichts sicher auszumachen: man hat zwar in shen habbîm, Zahn der Elephanten[2], das indische ibha mit vorgesetztem hebräischen Artikel gesucht, aber abgesehen von der Verschiedenheit der Laute, bedeutet auch ibha in der älteren Zeit noch gar nicht den Elephanten (s. Roth zur Nirukti p. 79): in tukhiîm, die Pfauen, hat man das indische çikhin mit dekhanischer Aussprache[3] des ç als t gefunden, aber theils ist nicht ersichtlich, wie die Abhîra dazu kommen sollten, das Wort dekhanisch auszusprechen, theils läfst sich die Bedeutung Pfau für çikhin erst spät nachweisen; beides gilt in gleichem Maafse für almugîm, algumîm, worunter valgu Sandel[4], resp. mit dekhanischer Aussprache valgum, verborgen sein soll. Von andern Handelsartikeln, die in der Bibel, ob auch ohne Verbindung mit Ophir, erwähnt werden, hat Lassen bdolach in den Büchern Mosis aus einem in der Bedeutung von mada, Moschus, vorauszusetzenden ma-

---

1) Die Abhîra selbst sind übrigens durch diesen Verkehr keine grofsen Kaufleute geworden, da ihr Name später, zur Bezeichnung einer Mischkaste verwendet, die Kuhhirten bezeichnet, und sich zudem im ersten Buche des Pantschatantra ein Vers (88) findet, der eben nicht auf ihre besondere kaufmännische Befähigung schliefsen läfst: „wo keine Kenner sind im Lande, gelten nichts die meergeborenen Juwelen: im Lande der Abhîra verkaufen die Hirten den Mondkrystall für drei Cowriemuscheln.“ Da haben denn die Phönizier allerdings ein sehr gutes Geschäft machen können! liegt etwa diesem Verse noch eine alte Erinnerung zu Grunde??? — [Siehe übrigens oben pag. 15 Note.]

2) Die richtigste Ableitung des Wortes ελεφαντ scheint die von Pott gegebene aus aleph hind, indischer Ochse, wie Tamarinde aus tamr hind, indische Dattelpalme, entstanden ist (vgl. bos lucanus.).

3) Woher weifs man denn überhaupt so genau, dafs, was jetzt „dekhanische Aussprache“ oder „im Malabarischen häufig“ ist, auch 1000 a. Chr. bereits ebenso Statt fand?

4) Vor der Hand zuerst im gaṇa zu Pâṇini IV, 2, 82.

dâlaka, ahalîm im vierten Buch Mosis (und sonst) aus aguru Agallochum, nerd ferner im Hohenliede aus narada [1] Indian spikenard, karpas endlich im Buch Esther aus karpâsa Baumwolle erklärt. Die Erklärung von bdolach leidet jedenfalls an dem Uebelstand, daſs das Wort madâlaka, obwohl der Bildung nach keinem Bedenken unterliegend, doch eben blos ein vorauszusetzendes ist: der Verbindung von ahalîm mit [dem freilich spät erst nachweisbaren agaru, resp.] aguru scheint [sonst] nichts im Wege zu stehen: die Wörter nerd und karpas endlich gehören vielleicht nicht mehr der phönicischen, sondern bereits der persischen Periode an, ebenso wie das mit kunkuma, Safran, identische karkom des Hohenlieds und wie nach dem Zeugniſs des Hippokrates noch später das griechische *πεπερι* Pfeffer, pippalî. Zu den durch phönicische Schiffe nach dem Abendlande gebrachten indischen Wörtern würde auch noch das homerische *κασσιτερος*, Zinn, kastîra, zu rechnen sein, wenn letzteres nicht vielleicht gerade umgekehrt ein ursprünglich griechisches Wort ist (gehört eine Entstehung aus *καταϭιδηρος* etwa in das Reich der Möglichkeit?), das erst in der alexandrinischen Zeit in das Sanskrit überging [2], ebenso wie Pott das wohl mit Recht für kastûrî, Moschus, aus *καστωρειον*, Biebergeil, vermuthet hat.

Neben den Phöniciern haben auch die Babylonier in einer sehr alten Verbindung mit Indien gestanden, und zwar zur See wie zu Lande, einer Verbindung übrigens, die sich nicht blos wie die der Phönicier auf Handel beschränkt, sondern direkten Einfluſs ausgeübt zu haben scheint: zwar möchte ich nicht, wie man das mehrfach gethan hat, die Sage von der Sinnfluth und die Idee von den vier Weltaltern diesem

1) Im gaṇa zu Pâṇini 4, 4, 53 und in go-narda; [nalada im Kauçikasûtra 51.]

2) Der Stadtname Kâstira bei Pâṇini VI, 1, 155 verdient indeſs hiebei noch Berücksichtigung: die Regel gehört übrigens möglicher Weise dem Pâṇini gar nicht an, da sie dem Kalkuttaer Scholiasten nach im Mahâbhâshya nicht erklärt wird. [Das Wort wird auſserdem in kâ + tîra zerlegt. — Zinn ist kein indisches Handels-Produkt: vgl. was Movers neuerdings in seiner Handelsgeschichte der Phönizier pag. 63 bemerkt hat.]

Einflusse zuschreiben, indem beides, zusammt der Vorstellung von der Welt der Seligen, wohl eher als ein altes, Semiten und Indogermanen gemeinsames und von den Âriern nach Indien mitgebrachtes Gut anzusehen ist, wohl aber scheint in der That der ganze Charakter der indischen Astrologie (Astronomie kann man eben kaum sagen) vor ihrer Berührung mit den Griechen ein rein chaldäischer: man darf wenigstens schwerlich annehmen, dafs die Ârier die Kunde von den sieben- resp. achtundzwanzig Mondhäusern bereits bei ihrer Einwanderung nach Indien mitbrachten, da sich in den älteren Theilen der Ṛiksaṃhitâ keine Spur davon findet[1]: die Annahme eines chinesischen Ursprungs derselben, wie er von Biot behauptet worden ist, hat man wohl ohne Weiteres als unmöglich zu verwerfen: ebenso ist die Annahme, dafs etwa Babylonier und Inder unabhängig von einander auf dieselbe eigenthümliche Eintheilung gekommen seien, schwerlich denkbar: es bleibt also nur übrig, dafs die Einen die Lehrer der Andern waren, worauf dann die Babylonier natürlich allein Anspruch machen können, insofern wir die Mondhäuser ja auch bereits in der Bibel (מַזָּלוֹת II. Kön. 23, 5) antreffen[2], wo weder an indischen noch an chinesischen Einflufs zu denken ist. Auch was die philosophischen Vorstellungen über Kosmogonie, Atomen- und Elementenlehre betrifft, ist ein Zusammenhang zwischen Indern und Chaldäern ganz augenscheinlich, wie dies ganz neuerdings wieder v. Eckstein (in den Indischen Studien II, 369 ff.) dargestellt hat: auch hier ist übrigens, wo es sich nicht um bereits nach Indien mitgebrachte Vorstellungen handelt, wohl eher ein Einflufs, der auf die Inder ausgeübt ward, als ein solcher, den sie ausübten, anzu-

[1] Die bis jetzt fast einzige Stelle, wo ihrer, und zwar zweier derselben, mit Sicherheit gedacht wird, ist aus dem zehnten mandala X, 85, 13 (vgl. Atharv. XIV, 13), wonach der Umzug der sûryâ, womit hier offenbar der Sommerwendepunkt, der Beginn des nenen Jahres (Çat. Br. VI, 2, 2, 18. Taitt. Br. I, 1, 2, 8. Çânkh. Br. IV, 4) gemeint ist, zwischen den Aghâs und Arjunyau (Maghâs und Phalgunyas im Ath.) d. i. im Leo, nicht im Cancer stattfand.

2) Die im Hioh 38, 22 erwähnten מַזָּרוֹת sind nach Ewald davon zu unterschciden, und hedeuten ein einzelnes Gestirn.

nehmen, da sich die auffallende Uebereinstimmung von indischen mit griechischen Philosophemen (s. schon v. Bohlen Indien II, 329—35) am ungezwungensten in der Weise erklärt, daſs die Chaldäer eben nach beiden Seiten hin die Lehrer waren. Endlich ist auch der Ursprung der indischen Schrift mit Entschiedenheit bei den Semiten, also wahrscheinlich den Chaldäern, zu suchen. Die auffallende Verwandtschaft derselben mit der altgriechischen Schrift, aus der J. Prinsep schloſs, daſs die letztere nichts sei als umgestülpte indische, während O. Müller das Gegentheil daraus entnahm, erklärt sich höchst einfach, wenn man für beide einen gemeinsamen Ursprung annimmt, eine Annahme, die bei näherer Untersuchung sich zur Evidenz erhebt. Seltsam genug, daſs bisher noch Niemand auf diese Lösung des Räthsels gefallen ist!

Von einem Zusammentreffen der Assyrer mit den Indern erhalten wir Kunde durch eine Sage bei Ctesias über Eroberungszüge des Ninos und der Semiramis [1] nach Baktrien und Indien, die durch den von Layard bei Mosul aufgefundenen Obelisk ihre Bestätigung findet, auf welchem dem assyrischen König das baktrische zweihöckrige Kameel, der Elephant, das Rhinoceros und verschiedene Affen als Tribut dargebracht werden; an einen Weg zur See kann hierbei natürlich nicht gedacht werden.

Die Verbindung mit den iranischen Völkern, den alten Stammesbrüdern und unmittelbaren Nachbaren der Inder, ist wohl stets eine sehr enge geblieben, wie sehr auch die religiöse Spaltung, durch welche vielleicht die beiderseitige Trennung und das Scheiden aus den früher gemeinsamen Sitzen herbeigeführt worden war, hemmend einwirken mochte. Die Einheit der Sprache war ja eine so groſse, daſs noch Yâska, der Verfasser eines alten Commentars zu einer Synonymensammlung vedischer Wörter (dessen Zeit sich freilich nur in so weit bestimmen läſst, daſs ihm bereits die ganze Ṛiksaṃhitâ in ihrer Redaktion in zehn maṇḍala so wie eine reiche Brâhmaṇa-Literatur vorlag), gelegentlich gegenüber dem

[1] Vgl. oben pag. 15 Note.

Sprachgebrauch der Ârya, ârischen Inder, auf den der Kambodscha Bezug nimmt, eines iranischen Stammes, dessen Namen mit dem des Cambyses, Kabudschîya in den Keilschriften, in einer innigen Verbindung steht. Der Verkehr geschah hier wohl ausschliefslich zu Lande, und erwähnt Herodot bei den Persern insbesondere der indischeu Jagdhnnde und der *σινδων*, d. i. von Sindhu kommend, genannten feingewebten Zeuge[1]: auch indischer Stahl war bei ihnen beliebt; Ktesias erhielt von Artaxerxes einen dergleichen Säbel zum Geschenk. Die erste officielle Berührung mit den persischen Herrschern fand unter Darius, dem Sohn des Hystaspes statt[2], dessen Feldherr Scylax im Jahre 509 a. Chr. von *Κασπαπυρος*, Kaçyapapura[3], aus den Indus hinab bis zum Meere schiffte, und ihm diese Lande unterwarf, weshalb auch die Gadâra, Gandhâra, und die Hidu, Sindhu, Anwohner des Indus in seinen Keilinschriften als ihm tributär aufgeführt werden. Beide Stämme kämpften denn auch nach Herodot in dem Heere des Xerxes gegen die Griechen, das erste Mal, dafs sie mit diesen, die sie von den Persern mit dem Namen Yavana, Jonier, bezeichnen lernten, in direkte, wenn auch nur oberflächliche Berührung kamen. Unter Xerxes Nachfolgern scheinen sie sich der persischen Botmäfsigkeit wieder entzogen zu haben, da unter dem Heere des Darius Codomannus nur eine geringe Zahl indischer Hülfstruppen erscheint, diesmal übrigens mit 15 Kriegselephanten, welches das erste Vorkommen derselben in historischer Zeit ist.

[1] Movers hat sich neuerdings in seiner Geschichte des phönizischen Handels (pag. 217. 319) sehr entschieden gegen die Verbindung von *σινδων* mit sindhu ausgesprochen und es als semitischen Ursprungs bezeichnet; wohl mit Recht! schon das *σ* ist im persischen Munde befremdend genug. Lassen indefs (Ind. Alt. III, 23), ohne freilich diesen Einspruch bereits zu kennen, hält noch an obiger Herleitung fest.

2) Was Ammianus Marcellinus 23, 6 (s. v. Bohlen Indien II, 252) von dem Einflufs der brahmanischen Astronomie und Religion auf Hystaspes, den Vater des Darius, selbst, den er dabei König nennt, berichtet, ist theils eine Verwechselung mit Vîstâçpa, dem Patron des Zoroaster, theils ein [aus seiner eigenen Zeit übertragener] Anachronismus.

3) Darunter ist wohl Kashmir zu verstehen; nach dem freilich ziemlich späten Zeugnifs des Albîrunî indefs hiefs die Stadt Multan Kaçyapapura; s. Reinaud, mém. sur l'Inde, pag. 98. — [Kiepert sucht darin das spätere *Καβουρα*, Kabul: s. Monatsberichte d. K. Akad. d. Wissensch. 1856 pag. 638.]

Alexander, der Makedonier, ist es, der zuerst Indien in eine dauernde Verbindung mit dem Westen gebracht und einen gegenseitigen Austausch zwischen beiden hervorgerufen hat, gegen den der bisherige an Bedeutung völlig zurücktritt; denn während bis dahin immer nur das Indusland das Ziel der fremden Kaufleute oder Fürsten gewesen war, begann nunmehr auch das übrige Indien mittelbar oder unmittelbar in den Verkehr hineingezogen zu werden. Von seinen beiden Thaten, die dies bewirkten, seinem Eroberungszuge nach dem Pendschab und seiner Erbauung Alexandriens, ist es schwer zu sagen, welcher von beiden man in Bezug hierauf die größere Wichtigkeit beizulegen hat; zwar hatte letztere, die Erbauung Alexandriens, zunächst fast drei Jahrhunderte hindurch gar keinen unmittelbaren Einfluſs, obwohl schon Ptolemäus II., wie es scheint, direkte Handelsverbindungen mit Indien anzuknüpfen suchte — der Handel ging während dieser ganzen Zeit hauptsächlich den Landweg, — desto bedeutender aber wurden diese Verbindungen, nachdem Aegypten eine Provinz der römischen Cäsaren geworden war; die Eroberungen Alexanders dagegen waren von unmittelbarem Einflusse, insofern sich eben direkt griechische Herrschaft in den eroberten Landstrichen festsetzte. Zwar muſste schon Seleucus den östlichen Theil derselben an den indischen König *Σανδροκυπτος*, Tschandragupta, wieder abtreten (zwischen 312—310 a. Chr.), wofür er 500 Kriegselephanten erhielt; aber theils trat nunmehr zwischen dem Hofe der Seleuciden und dem von *Παλιβοϑρα*, Pâṭaliputra durch gegenseitige Geschenke und Gesandschaften ein direkter Verkehr ein, der noch im Jahre 216 durch ein Freundschaftsbündniſs zwischen Antiochus dem Groſsen und dem indischen Könige *Σωφαγασηνος*, Saubhagasena, erneuert ward, theils dehnte sich auch die griechische Macht wieder in groſsartiger Weise aus, nachdem sich zuerst Diodotus, der Satrap von Baktrien, etwa 250 a. Chr. von der Oberherrschaft der Seleuciden losgerissen und ein selbständiges griechisch-baktrisches Reich gestiftet hatte. Demetrios, einer seiner Nachfolger, verbreitete

von c. 205 ab seine Herrschaft über den Indus hinweg bis zum Hydaspes hin und vielleicht sogar über Mâlava und Guzerate (*Λαρικη*). Eukratides, etwa von 165 ab, bediente sich deshalb zuerst auf seinen Münzen neben der griechischen auch der arianischen Schrift und indischen Sprache. Zwar zersplitterte sich das Reich nunmehr in mehrere Theile, deren westlicher bald (140) den Parthern zur Beute fiel, aber auf der östlichen, indischen Seite dehnte Menandros, etwa von 144 ab, seine Kriegszüge bis zur Yamunâ aus und erhob die griechische Herrschaft zu frischem Glanze; unter seinen Nachfolgern indefs beschränkte sich die direkte Macht ihres Reiches wieder auf den Pendschâb und zuletzt auf Kabul, obwohl ihre indischen Vasallen in Surâshṭra immer noch durch Nennung ihres Namens auf den Münzen ihre Oberhoheit anerkannten, bis dieselbe endlich im Jahre 85 etwa a. Chr. durch die mittlerweile immer näher gerückte Herrschaft der Indoskythen völlig vernichtet ward.

Der Einflufs nun, den dieser zweihundert Jahre lang ununterbrochene Verkehr mit den Griechen auf Indien ausgeübt hat, ist bisher jedenfalls bei weitem unterschätzt worden, wozu man sich besonders durch die irrige Vorstellung hat verleiten lassen, dafs das indische Volk sich von jeher negativ absperrend und verachtend gegen alles Fremde verhalten habe: für die neuere Zeit seit der Eroberung durch die Moslims ist dies in der That auch ganz richtig und ebenso jedenfalls gegenüber den unkultivirten, rohen Ureinwohnern Indiens auch für die alte Zeit; gegenüber einer höhern Kultur aber, oder auch nur einer gleichberechtigten, haben die Inder sich in der alten Zeit durchaus nicht abgeschlossen, sondern im Gegentheil sich derselben höchst zugänglich erwiesen. Hiezu kommt, dafs gerade in dieser Periode der Buddhismus in voller Blüthe stand, der von keiner Nationalität und keinem Kastenunterschiede weifs, vor dem alle Menschen gleiches Recht haben, und der sich durch seine Missionen eben jetzt nach dem westlichen Asien auszubreiten begann. Von einem Rückschlag der indischen Kultur dagegen auf die Griechen kann wohl

nur insofern gesprochen werden, als ihre exclusive Idee des Barbarenthums durch die Bekanntschaft mit den Indern wesentlich gebrochen ward, da sie hier eine Geistesgröfse kennen lernten, die ihnen Achtung einflöfste; die Selbstverbrennung der Wittwe des Keteus bei dessen Tode, wie die des Kalanos (und unter Augustus die eines andern Brahmanen aus Barygaza), die Weltverachtung der Gymnosophisten erregten Staunen und Bewunderung zugleich. Eine directe Folge aber, indefs nicht sowohl blofs der Eroberung des Pendschâb, als vielmehr der makedonischen Weltherrschaft überhaupt, war, abgesehen von der nunmehr erst sich bildenden geographischen Wissenschaft, der abenteuerliche Geist, der nun in die Griechen fuhr, die Auswanderungslust, das Erschlaffen des Heimathsgefühls, welches alles bei dem immer näher rückenden Verfall Griechenlands wohl in Anschlag zu bringen ist. Diejenigen Griechen übrigens, die in dem indischen Reiche angesiedelt waren, sind nach dem Untergange ihrer Selbständigkeit wohl völlig unter den übrigen Einwohnern, gegen die sie ja nur eine geringe Minderzahl waren, aufgegangen. — Stellen wir nun zunächst die Erinnerungen zusammen, die sich noch bei den Indern selbst an diese ihre Verbindung mit den Griechen vorfinden, und sodann die über den Einflufs der letztern sich ergebenden Data.

Alexanders Name selbst ist den Indern völlig entschwunden; die einzige, vor der Hand indefs noch keineswegs sichere Erwähnung desselben geschieht in der berühmten Inschrift des Devânâm-piya Piyadasi [1], die sich gleichlautend an den Felsen von Kapur di Giri, Girnar und Dhauli vorfindet und dem Jahre 253, dem 10. Regierungsjahre näm-

1) Der Titel devânâm priya „Geliebter der Götter“ scheint ein speciell huddhistischer gewesen zu sein, sonst ist das gehässige vârttikam zu Pâṇini, VI, 3, 21 nicht zu hegreifen; andererseits wird derselhe im gaṇa bhavat zu Pâṇ. V, 3, 14 neben andern Titeln ohne eine dergl. Note aufgeführt, so dafs er jedenfalls zur Zeit dieses gaṇa sehr gebräuchlich gewesen sein nnd die Regel des Pâṇini auf ihn in Anwendung gekommen sein mufs. — Priyadarçana erscheint anch hei Burnouf, Introd. à l'histoire du Buddhisme p. 580, als Name eines Schülers des Buddha und ist wohl ehenfalls ein recht eigentlich huddhistischer Name.

lich des buddhistischen Königs Açoka, Enkels des Tschandragupta, angehört; daselbst werden mit orientalischer Ruhmredigkeit Antiyoka (Antiochus) König der Yavana, und neben ihm Turamaya (Ptolemaioś), Antikona (Antigonus), Maga (Magas) und Alikasunari als dem Setzer der Inschrift botmäſsig, wie es scheint, aufgeführt; letztrer Name nun ist es, der jedenfalls wohl Alexander bedeuten soll; er ist aber, wie die ganze Stelle selbst, sehr verstümmelt und wohl schwerlich richtig gelesen; die richtigste Auffassung derselben übrigens scheint die, daſs der vorangestellte Antiochus derjenige ist, mit dem Piyadasi wirklich in Verbindung gekommen war, während die übrigen Namen wohl bloſs in maiorem gloriam hinzugefügt sind. — Auf den Kriegszug des Seleucus gegen Tschandragupta hat Lassen die in dem indischen Drama Mudrârâkshasa vorliegende Erzählung von der Belagerung Pâṭaliputra's zur Zeit des letzteren durch fünf fremde Könige, unter denen Megha, König der Paraçîka, Perser, bezogen, indem er zugleich in Megha den Anfang der griechischen Uebersetzung des Titels des Perserschahs μεγας βασιλευς wiederfindet; da dies Drama indeſs sicher erst nach der Zeit der Einfälle des Moslims in Indien, im 11. oder 12. Jahrhundert etwa p. Chr. verfaſst ist, s. Wilson Hindu Theatre II, 128. 251., so scheint es, zumal Seleucus niemals Palibothra belagert hat, eher glaublich, daſs in dieser Darstellung die Schilderung eines vielleicht kurz vorhergegangenen Ereignisses, mit der alten Legende von Tschandragupta in Verbindung gebracht, vorliegt. — Demetrius ist es wahrscheinlich, nach Lassen, der im Mahâbhârata unter dem (im Sanskrit keinen rechten Sinn gebenden, und daher wohl dem Griechischen nachgebildeten) Namen Dattâmitra als tapferer König der Yavana und Sauvîra erwähnt wird, so wie sich auch für die von ihm erbaute Stadt Demetrias (deren Lage, in Arachosien, freilich nicht recht dazu stimmt) die beim Scholiasten zu Pâṇini IV, 2, 76 [1] erwähnte Sauvîra-

1) Diese Regel ist übrigens dem Scholiasten nach im Mahâbhâshya un-

stadt Dâttâmitrî als Analogon anführen läfst. — Der gewaltige Kâlayavana, schwarze Yavana, dessen Kampf mit Krishṇa im Mahâbhârata erwähnt ist, wird von Wilson auf die griechisch-baktrische Zeit bezogen. — Menandros, der auf seinen Münzen Menada, Minanda heifst, ist wahrscheinlich identisch mit dem Milinda Yavana-König von Sâgala (Σαγγαλα, Çâkala), den die Nachrichten der südlichen Buddhisten als von eifrigem Interesse für den Buddhismus erfüllt darstellen [1]. Von Menander wird nämlich bei Plutarch erzählt, dafs man sich bei seinem Tode um seine Ueberreste gestritten habe, worin die buddhistische Reliquienverehrung sich schwerlich verkennen läfst. Dafs die Yavana wirklich den Buddhismus begünstigten, dafür spricht, wenn wir auch von der Inschrift des Piyadasi, in der ein gleicher Bezug möglich scheint, absehen wollen, die Legende der südlichen Buddhisten, die es ausdrücklich berichtet und in der sich zum ganz objectiven Beweise dafür der Name Alasaddâ, der nur Alexandria am Caucasus (Lassen II, 236) bezeichnen kann, erhalten hat. Es gehören hieher ferner auch wohl die Wörter Yavanamuṇḍa und Kambodschamuṇḍa im gaṇa mayûravyaṅsaka, deren Sinn „kahlköpfige Yavana und Kambodscha“ vielleicht der sein könnte, beide Völker wegen ihrer Begünstigung des buddhistischen Bettelwesens zu verspotten, jedenfalls wenigstens sie als demselben ergeben bezeichnet; und es fragt sich somit nur, ob wir hier unter Yavana die Griechen, oder die ihnen nachfolgenden Indoskythen verstehen sollen, welches letztere aber unwahrscheinlich scheint. Somit wird man denn auch nicht fehl gehen, wenn man den Königsnamen Basili, der sich in der Legende der nördlichen Buddhisten vorfindet, mit dem Titel βασιλευς identificirt; ja

erklärt gelassen; es findet also in Bezug auf sie die Ungewifsheit statt, ob sie dem Pâṇini wirklich zugehört. — [S. übrigens oben pag. 37].

1) Ein eigenes Werk in Pâli, Milindapraçna genannt, enthält nur seine Conversationen über heilige Gegenstände mit Nâgasena, einem Priester; viele Auszüge daraus finden sich in Hardy's Eastern Monachism; in seinem Heere nahmen nach den Angaben darin die Yavana einen hohen Rang ein. [Vgl. mein Schriftchen „die neuern Forschungen auf dem Gebiete des Buddhismus“ (1858) pag. 5. 6.]

Schiefner, dem diese Vermuthung angehört, hat sogar auch die aufgestellt, dafs der Buddha Amitâbha, der in derselben als das im Westen gelegene fabelhafte Land Sukhavatî bewohnend dargestellt wird, mit dem Amyntas, einem Vorgänger des Menander, dessen Namen auf den Münzen Amita lautet, in Verbindung zu setzen sei. Wenn sich auf den Münzen beider Könige, des Amyntas wie des Menander, keine buddhistischen Embleme, sondern nur rein hellenische vorfinden, so wird dies doch kaum als ein Gegenbeweis angeführt werden können, denn theils werden diese Fürsten bei aller Begünstigung des Buddhismus doch schwerlich direct übergetreten sein, schon um sich ihre eigenen Landsleute nicht zu entfremden, theils war ja, was wohl auch in Betracht zu ziehen ist, das Münzprägen immer noch die Sache griechischer Künstler. Es ist übrigens höchst wahrscheinlich, dafs die buddhistischen Missionare, von ihrem frischen Religionseifer getrieben, sich zu dieser Zeit auch schon über die weiter westlichen iranischen Länder verbreitet haben; eigentliche Data hierüber fehlen uns indefs. — Als ein sprechender Zeuge für die einstige Beherrschung der Halbinsel Guzerate durch die Griechen wird von Lassen der noch erhaltene aus Yavanagaḍa, d. i. Feste der Yavana, entstellte Name Dschûnanghar einer dortigen Stadt angeführt.

Was nun die Data über den griechischen Einflufs auf die Inder betrifft, so gehört hieher zunächst die Nachricht, dafs Ἀμιτροχάτης, Amitraghâta, der Sohn des Tschandragupta, von Antiochus einen redefertigen Sophisten kaufen wollte, d. i. von der griechischen Philosophie Kenntnifs zu erlangen wünschte; der lange Aufenthalt des Megasthenes am Hofe des Tschandragupta hatte also wohl die Frucht getragen, den Indern Respect vor dieser, wie vor hellenischem Wesen überhaupt einzuflöfsen. — Als eine Folge ferner von der Grazie hellenischer Gesittung haben wir es wohl anzusehen, dafs die indischen Könige, deren Sitte es war, sich von Mädchen bedienen zu lassen, die ihre ausschliefsliche Umgebung bildeten — eine Sitte, die schon Megasthe-

nes bezeugt und die auch das Gesetzbuch des Manu wie das Mahâbhârata bestätigt, in welchem letzteren mehrfach Mädchen als Geschenk tributpflichtiger Völker erwähnt werden, — nunmehr, wohl aber erst nach der Zerstörung der griechischen Reiche, dazu griechische Mädchen yavanî, ausschliefslich verwendeten, wie sich aus den älteren indischen Dramen als ganz herkömmlicher Gebrauch ergiebt; dafs damit auch manches hellenische Element Eingang fand[1], ist, obschon nicht nachweisbar, doch schwer nicht anzunehmen. — Für die Vermuthung, dafs die Aufführung griechischer Dramen an den Höfen der griechischen Könige die Nachahmungskraft der Inder geweckt habe, und so eine Ursache zum Entstehen der indischen Dramatik geworden sei, lassen sich zwar keine directen Data anführen[2], aber die historische Möglichkeit ist unleugbar, da die ältesten indischen Dramen, die uns vorliegen, theils in eine bei weitem spätere Zeit fallen, theils überdem gröfstentheils Udschdschayinî, *Ὀζήνη*, also dem Westen Indiens angehören, der eben dem griechischen Einflufs am meisten ausgesetzt war, wozu denn dann noch die später durch den lebhaften Handel entstehende Opulenz kam, in Folge welcher daselbst Kunst und Wissenschaft bald rasch aufzublühen begannen. — Die Bekanntschaft mit den sieben Planeten ward den Indern wahrscheinlich erst durch die Griechen, und zwar, wie Lassen annimmt, durch die diplomatische Verbindung mit den Seleuciden in Babylon, da sich ihr erstes Vorkommen, sieben Punkte nämlich, die wohl nur so gedeutet werden können, auf den Münzen der in Guzerat regierenden indischen Satrapen der griechischen Könige vorfindet; wenn dem so ist, was indefs bei der völligen Eigen-

[1] Von griechischer Sitte giebt uns z. B. auch der Schol. zu Pâṇ. III, 2, 126 Kunde, wenn er bemerkt, „dafs die Yavana liegend äfsen".

2) Sollte etwa der Ausdruck yavanikâ, der bei Bhartṛihari den Bühnenvorhang bedeutet, hieher zu ziehen sein? oder gehört derselbe etwa gar erst der Zeit der moslemischen Lagerzelte an (in der Bedentung Zeltvorhang)? — [Vgl. hiezu die Einleitung zu meiner Uebersetzung der Mâlavikâ (1856). Die daselbst (p. 97) als möglich gedachte Herleitung des mit Pfeil und Bogen versebenen Liebesgottes der Inder von dem griechischen Eros ist mir durch Atharva III, 25 wieder zweifelhaft geworden: oder sollte letztere Stelle wirklich so spät hinabgerückt werden können???]

thümlichkeit der indischen Planetennamen noch einigem Zweifel zu unterliegen scheint, so würden wohl auch noch andere astronomische Berührungen schon während dieser Zeit stattgefunden haben. — Die griechische Baukunst hat in den von den griechischen Königen beherrschten nordwestlichen Theilen Indiens entschiedenen Einfluſs auf die indische Architektur geübt; letztere begann indeſs bald, durch die frische Kraft des Buddhismus gehoben, im Interesse desselben durch Topen- und Tempelbau sich zu eigener Gröſse zu erheben [1]. — Die Münzprägekunst war in Indien vor den Griechen ganz unbekannt, und hat sich auch später noch zwar erhalten, nachdem griechische Künstler sie zu üben aufgehört hatten, aber nur in sklavischer Nachahmung der griechischen Typen oder wenigstens ohne zu irgend künstlerischer Vollendung zu gelangen, worauf übrigens wohl der in den Gesetzbüchern vorgeschriebene Gebrauch von gestempelten Gewichten statt der Münzen nicht ohne Einfluſs gewesen ist. — Der Ausdruck yavanânî, dessen Bildung sich bei Pâṇini im Sinne von „Schrift der Yavana" gelehrt findet, bedeutet wahrscheinlich die in den Inschriften des Piyadasi und auf den Münzen der griechischen Könige gebrauchte arianische Schrift, und zwar wohl nicht insofern dieselbe etwa als von den Yavana erfunden galt, sondern nur weil sie in den von den Yavana beherrschten Landestheilen und auf ihren Münzen in Gebrauch war: [doch kann auch geradezu, was ich jetzt vorziehe, die griechische Schrift selbst gemeint sein]. — Der aus στρατηγός entstandene Titel thatega hat sich nur kurze Zeit erhalten, das Wort dramma dagegen für δραχμη hat sich ganz eingebürgert (ebenso wie das aus dem lateinischen denarius entstandene dînâra), und in den noch bei Ibn Haukal erwähnten thaterî ist wohl entweder στατηρος oder τετρα(δραχμη) zu erkennen [2].

In Bezug auf Alexandriens Einfluſs haben wir bereits bemerkt, daſs derselbe sich erst dann zu voller Blüthe ent-

1) Bei Bardesanes findet sich aus den Mittheilungen einer indischen Gesandtschaft an Heliogabal (218—22 p. Chr.), die er griechisch aufzeichnete, die erste Erwähnung eines indischen Grottentempels (mit einem Bild der ardhanârî darin). 2) S. Reinaud mémoire sur l'Inde p. 235—37.

faltete als Aegypten unter römische Herrschaft gekommen war; bis dahin blieb der Seehandel mit Indien noch wesentlich in den Händen der am rothen Meere und dem persischen Meerbusen wohnenden Semiten. Doch scheinen die Inder jetzt auch schon selbständig das Meer befahren zu haben, wofür mehrere Stellen der buddhistischen Sûtra und des Mahâbhârata von Bedeutung sind; insbesondere wurden von Ceylon aus bald im Interesse des Handels, wie der buddhistischen Mission Fahrten nach Hinterindien und den dortigen Inseln unternommen, die mit der Zeit die Colonisation und Cultivirung derselben zur Folge hatten. Aber auch nach dem Westen, nach Arabien hin müssen jetzt nicht bloſs mehrfache Reisen gemacht, sondern dort sogar auch Colonien angelegt worden sein [1]; Strabo nämlich berichtet von einer der erblichen Kastentheilung ähnlichen Einrichtung im glücklichen Arabien, so wie von einer Gemeinschaft des Eigenthums und der Frauen in den einzelnen Familien, die ganz der, auch im Mahâbhârata erwähnten eigenthümlichen [2] Sitte der Nayren in Malabar entspricht; es wird endlich daselbst sogar eine Stadt mit dem Sanskritnamen Nagara von Ptolemaios erwähnt [3]. Nach Agatharchides (c. 120 a. Chr.) war in den glücklichen Inseln im Eingange des arabischen Meerbusens ein Hauptsammelplatz der Kauffahrteischiffe, besonders auch derer, die aus dem von Alexander gegründeten Hafen an der Indusmündung kamen; ja es scheint sogar auf ihnen selbst eine indische Ansiedlung bestanden zu haben, da man den Namen

1) Anch für Madagaskar und die Westküste Afrika's hat man dies vermuthet.

[2] Die übrigens schwerlich ârischen Ursprungs ist.

3) Es ist indeſs zu bemerken, daſs arab. nadschr das Territorium der Städte Mecca und Medina bedeutet; nadschrân wird im Qamûs angegeben als Name einer Stadt im glücklichen Arabien (ob. der obigen?), eines Orts bei Damascus und eines dritten zwischen Kûfah und Wasith. — [Ich neige mich übrigens jetzt zu der Ansicht hin, daſs beide Wörter nagara wie nadschr der Sprache der Ureinwohner entlehnt sind, die wohl in Arabien wie in Indien vor der Besitznahme dieser Länder durch die Semiten resp. Ârier theilweise gleichen Stammes waren: nagara findet sich in der älteren Sprache nicht; erst im Aitareya Brâhmaṇa (n. propr. Nagarin), Kançikasûtra (im Schluſsabschnitt, der vielleicht spätere Zuthat ist) und bei Pâṇini: die ârischen Wörter dafür sind pur, pura, purî, ardba, viç oder grâma].

dieser „glücklichen Inseln“ Dioskorida mit grofser Wahrscheinlichkeit aus den dasselbe bedeutenden indischen Worten dîba (dvîpa) sukhatara (sollte freilich eigentlich heifsen: sukhataradîba) entstanden erklärt hat; aufser dem heutigen Namen Diu Socotora hat v. Bohlen hiefür auch noch den Umstand angeführt, dafs der christliche Missionär Theophilus, der aus *Διβου* dvîpa gebürtig war, ein Inder genannt wird [1]; die Entstellung des Namens bei den Griechen erklärt sich leicht durch den dadurch gewonnenen Anklang an den Namen der Dioskuren [2]. Von dieser Periode nun des eigenen, directen Verkehrs der Inder mit den Semiten legen uns vielleicht auch noch zwei indische Wörter Zeugnifs ab, die semitischen Ursprungs scheinen, kramelaka nämlich, das Kameel (mit Anklang an die Wurzel kram, schreiten), und marakata, Smaragd, hebr. bareqet von der Wurzel baraq, leuchten, aus welchem letzteren denn auch das griechische Wort, wohl schon früher, entstanden wäre [3].

Die gewaltige Ausdehnung, die schon zu Plinius' Zeit [unter den römischen Caesaren [4]] der Handel Alexandriens mit Indien gewonnen hatte, ist besonders zwei Gründen zuzuschreiben, der Entdeckung zunächst der stehenden Passatwinde

---

1) Freilich müfste wohl erst nachgewiesen werden, dafs unter *Διβου* hier die Insel Dioskorida zn verstehen sei; dieser Beweis fehlt aber noch meines Wissens.

[2] Aber auch umgekehrt könnte aus Dioscorida leicht dîba sukhatara, Diu Socotora, geworden sein! snkhatara ist wenigstens eine etwas eigenthümliche Benennung, die sich wohl erklärt, weun sie nach einem dergl. Vorhilde gemacht ist, sonst aber etwas befremdet. Für die Sache selhst bleibt sich dies übrigens ziemlich gleich!

[3] In der Kieler Monatsschrift hatte ich auch çṛigâla der Schakal (hebr. shâgal und arah. tsagâla, mit Ain, der Fuchs) hieher gerechnet. Indessen habe ich seitdem die ältere Form jenes Wortes in sṛigâla (aus √sṛij der Schreier) aufgefunden, nnd da es somit, wie die beiden semitischen Wörter, seine eigene Etymologie für sich hat, so mnfs diese Herleitnng nnterhleihen. Das persische shighâl, shaghl, welches unserm Schakal zu Grunde liegt, ist aus dem Indischen herzuleiten und gehört der Zeit der Uehersetzungen indischer Fabeln in das Persische an, s. meine Schrift: „über den Znsammenhang indischer Fabeln mit griechischen“ (1855) pag. 9. 50.

[4] Ich glaube eine Spnr ihres Namens selbst im Mahâbhârata wiederzufinden, wenn daselbst III, 491 (Harivança 9137) der Yavanaḥ Kasernmân als von Kṛishṇa im Kampfe getödtet erwähnt wird. Die Entstellung des Namens (für Kesaru⁰) würde auf einer Volksetymologie heruhen, die ihn mit kaseru in Verbindung brachte.

durch Hippalus unter Augustus, wodurch die Schifffahrt sehr erleichtert ward, und sodann dem Umstande, dafs der Landhandel durch die Kriege mit den Parthern wesentlich gestört wurde; schon Strabo berichtet, dafs jährlich etwa 120 Schiffe aus dem rothen Meere nach Indien gingen, eine Zahl, die sich später noch bedeutend vermehrte; Plinius klagt sehr über die ungeheuren Summen (50 Millionen Sesterien jährlich), die diese Schiffe mit sich fort führten, da die indischen Waaren vielfach mit baarem Gelde bezahlt werden mufsten, insofern nur wenig andere Aequivalente zu bieten waren; ein deutliches Zeugnifs hievon legen noch jetzt die zahlreichen Funde römischer Goldmünzen [dînâra = denarius] an der Westküste Indiens ab, wo die bedeutendsten Sammelplätze dieses Verkehrs lagen, Ozene nämlich, Barygaza, Baithana, Tagara etc.; aber auch Ceylon und die Ostküste Indiens wurden von den kühnen Kaufleuten mehrfach besucht, ja man war sogar schon vor Diodor, also vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung, bis nach Hinterindien und dem indischen Archipel vorgedrungen, wobei wir aus den Berichten ersehen, dafs die ârische Cultur hier bereits Fufs gefafst hatte. Ueber die Waaren, welche man holte, würden uns, selbst wenn alle Nachrichten fehlten, die beiderseitigen Sprachen die beste Auskunft geben, insofern wir theils die indischen Namen derselben im Abendlande antreffen, so malabathrum tamâlapatra, sacharum çarkarâ, zingiber çṛiṇgavera, [cinnabari khinnavâri?], sulphur çulvâri, opalus upala, *σανταλον* tschandana, *καμφορα* karpûra, *μοσχος* mushka, *βηρυλλος* (statt *βηλυρρος*) vaiḍûrya [(veluriya), *κοστος* kushṭha], theils sowohl einige fremde Wörter im Indischen antreffen, so *καστωρειον* kastûrî und wahrscheinlich *κασσιτερος* kastîra, als auch den Namen der Yavana mehrfach zur Bezeichnung von Waaren verwendet sehen, so yavanapriya (den Y. lieb), schwarzer Pfeffer, yavaneshṭa (von dem Y. gewünscht) Blei [1], yâvana Weihrauch. Es dauerte dieser

1) Die Bedeutungen: Knoblauch und Zwiebel gehören wohl dem semitischen Verkehr an.

lebhafte Handel fort bis in die byzantinische Zeit, wo uns noch aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts eine genaue Beschreibung Ceylons und der Westküste von dem ägyptischen Mönch Kosmas (Indicopleustes genannt) überliefert ist, die derselbe einem alexandrinischen Kaufmann Sopatros verdankte. Dieser fünf Jahrhunderte lang ununterbrochene Verkehr nun, während dessen indische Kaufleute und Reisende, möglicher Weise auch buddhistische Missionare mehrfach nach Alexandrien gekommen sind[1], hat sich nicht blofs auf merkantilische Zwecke beschränkt, sondern auch auf literarische und religiöse Anschauungen erstreckt. Um zunächst dasjenige aufzuführen was von dergl. wir als den Indern entlehnt zu betrachten haben, so hat die Thierfabel der Griechen, deren Ursprung freilich in eine bei weitem ältere Zeit zurückreicht — die Darstellungen auf den ägyptischen Monumenten, wie der nach Welcker aus *Αἰθιοψ* entstandene Name des Aisopos führen auf Aegypten als die Quelle derselben zurück, — in dieser Zeit jedenfalls mannichfache Bereicherung aus Indien erhalten, wie die völlige Identität vieler Fabeln des Babrius (z. B. 32, 36, 95, 101, 115) mit indischen bezeugt[2]. Auch die Abfassung der Dionysiaca des Nonnus scheint unter dem Einflufs einer directen Bekanntschaft mit dem indischen Epos[3] stattgefunden haben[4], abgesehen davon, dafs

1) S. v. Bohlen, Indien II, 132.

2) Umgekehrt sind übrigens auch griechische Fabeln zu den Indern übergegangen, s. Indische Studien III, 128. Das gegenseitige Verhältnifs hiebei verdiente wohl einmal ausführlich behandelt zu werden. — [Ich habe diese Untersuchung in dem bereits pag. 88 not. 3 erwähnten Schriftchen „über den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen" angestellt, und bin dabei zu einem dem obigen entgegengesetzten Resultat gelangt, dem nämlich, dafs die indischen Fabeln, welche mit griechischen stimmen, in der Regel nur als eine Nachbildung derselben anzusehen sein werden.]

3) Die erste Kenntnifs desselben spricht sich in der Kunde von der Uebersetzung des Homer in das Indische aus, die wahrscheinlich der Zeit des Periplus des rothen Meeres angehört. [S. oben pag. 38.]

[4] Nach den neueren Untersuchungen R. Köhler's indefs, in seiner Schrift „über die Dionysiaca des Nonnus" (Halle 1853) scheint eine dgl. Bekanntschaft des Nonnus mit dem Mahâbhârata nicht annehmbar. — Ich hebe aus diesem gehaltreichen Schriftchen insbesondere auch die Erklärung des Namens *Μοῤῥευς*, des indischen dem Dionysos gegenüberstehenden Feldherrn hervor, den er (pag. 54) aus dem *Μωριευς* des Hesychios d. i. Maurya, dem mit letzterm bereits

ja die Erweiterung des dionysischen Sagenkreises überhaupt durch die Verbindung mit Indien wesentlich hervorgerufen worden ist. Beide Punkte schwinden indefs an Wichtigkeit gänzlich zurück gegen den intensiven Einflufs, den die gerade zur Zeit der innigsten Verbindung Indiens mit Alexandrien eben hauptsächlich in Alexandrien vor sich gehende Bildung der neuplatonischen und gnostischen Doctrinen von den entsprechenden indischen Anschauungen erfahren hat [1]; es gehört hieher die ganze Emanations- und Demiurgos-Lehre derselben, die wesentlich pantheistischen Inhalts ist, der andererseits dadurch gegebene dualistische Gegensatz Gottes und der Welt, die Sehnsucht nach der Befreiung aus dieser, die strengen Casteiungen zu dem Zwecke, die körperlichen Hindernisse des Geistes durch Ertödtung der Sinne und Versenkung in Tiefandacht wegzuräumen, um schon in diesem Leben eine directe Gemeinschaft mit Gott zu erzielen, die Vorstellung von den dadurch zu erlangenden übernatürlichen Kräften, die Eintheilung der Menschen in *πνευματικοι*, *ψυχικοι*, *ὑλικοι*, entsprechend den drei indischen Guṇa, endlich auch die allerdings schon früher bekannte, aber jetzt erst zu wahrem Leben erwachende Lehre von der Seelenwanderung. Von Bardesanes z. B. ist denn auch in der That seine directe Abhängigkeit von indischen Lehren notorisch bekannt; Scythianus, der Vorgänger des Mani, wird von Epiphanius und Eusebius geradezu beschuldigt, Bücher über Magik und ketzerische Ansichten aus Indien eingeführt zu haben; die grofse Bedeutung des Namens und der Lehre Buddha's für das manichäische System hat Baur ausführlich nachgewiesen [2],

---

von Lassen identificirten Namen der Dynastie des *Σανδροκυπτος*, erklärt, und wozu er auch den *Μυῤῥανος* bei Diodor und den Möris bei Curtius vergleicht. Für unsere obige (pag. 88 Note 4) Vergleichung des Kaserumant mit *Καισαρ* höchst passende Analoga!

1) v. Bohlen (altes. Indien I, 370 ff.) hat hierauf zuerst aufmerksam gemacht. — Für den nicht weniger bedeutenden Einflufs der persischen Anschauungen auf die Gnosis ist von Interesse, dafs nach Spiegel's neuester Erklärung (Z. der D. M. G. VII, 104) das Wort Zend mit *γνωσις* begrifflich wie sprachlich identisch ist, zendiq somit = *γνωστικος*.

[2] Vgl. oben pag. 63. 64.

in diesem letztern Falle ist indeſs die Mittheilung wahrscheinlich nicht über Alexandrien, sondern vom Pendschab her über Iran vermittelt worden. Endlich ist auch die Aehnlichkeit des buddhistischen Ritus mit dem christlichen, wie er sich allmählich zu bilden begann, eine Aehnlichkeit, die bekanntlich im Mittelalter zu den Sagen von dem Priester Johannes Veranlassung gegeben hat, in der That eine so bedeutende, daſs es schwer fällt, keinen Zusammenhang beider anzunehmen; dahin gehört [1] das Kloster- und Mönchswesen, der Cölibat, die Reliquien-Verehrung, der Kirchthurmbau (der an die buddhistischen Topen erinnert), der Gebrauch der Glocken, der Rosenkränze, die Tonsur und wohl noch manches andere; Hardy's verdienstvolles Werk (Eastern Monachism, London 1850) ist hiefür von hohem Interesse.

Umgekehrt hat nun aber auch gleichzeitig, resp. wohl etwas später (etwa vom 3. Jahrhundert ab), auch das Christeuthum einen weit bedeutenderen Einfluſs auf Indien ausgeübt, als man dies bisher anzunehmen geneigt war. Ueber die Bildung und den Bestand von wirklichen christlichen Gemeinden zwar haben sich keine neuen Data ergeben, als die bisher bekannten [2], wohl aber ist neuerdings die Frage über den Zusammenhang des Kṛishṇa-Dienstes mit Anregungen des Christenthums, sowie über andere Einflüsse des letzteren in ein helleres Licht getreten, und wenn auch die Untersuchung keineswegs bereits erledigt ist, so lassen sich doch folgende Hauptpunkte mit ziemlicher Gewiſsheit festhalten. Der Kṛishṇa-Dienst, die Verehrung Kṛishṇa's als Eingottes, ist eine der jüngsten Phasen des indischen Religionssystems und steht mit der Stellung Kṛishṇa's, die derselbe in der früheren brahmanischen Sage einnimmt, in keinem irgend erklärlichen Zusammenhange: es ist eine Kluft zwischen beiden,

1) S. v. Bohlen, altes Indien I, 334—50. [Oben pag. 58. 64. 65.]

2) Nach denen z. B. feststeht, daſs zur Zeit des Kosmas in Ceylon eine dgl. bestand, sowie daſs mahâdevapattana, „die Stadt des groſsen Gottes", Name einer christlichen Stadt in Malabar war, in welchem Namen man übrigens fast versucht wird, eine Accomodation an den Dienst des Çiva Mahâdeva oder wenigstens eine Captation zu erkennen.

deren Ausfüllung nur durch Annahme eines von aufsen kommenden Einflusses möglich scheint. Die indische Tradition nun hat uns in der That auch selbst die Erinnerung eines solchen Einflusses aufbewahrt, insofern wir im Mahâbhârata eine Sage finden, nach welcher die Lehre von dem Glauben an die Alleingöttlichkeit des mit Kṛishṇa identischen Bhagavat Vâsudeva durch ihn selbst einem indischen Weisen geoffenbart ward, der über das grofse Meer hinweg nach Çvetadvîpa, dem Lande der Weifsen, gekommen war, dessen weifse mondgleichglänzende Einwohner durch jenen Glauben in seligem Glücke lebten. Die Sagen von Kṛishṇa's Geburt endlich, die rituelle Feier seines Geburtstages, die Verehrung seiner Mutter Devakî dabei, und endlich, als letzte am weitesten von der ursprünglichen Vorstellung entfernte Phase, sein Hirtenleben lassen sich am ungezwungensten, wo nicht ganz allein durch den Einflufs christlicher Legenden erklären, die im Laufe der ersten fünf Jahrhunderte unserer Zeitrechnung von eingeborenen Indern in christlichen Ländern allmählich aufgefafst und heimgekehrt in ihrer Weise auf ihren einheimischen, durch seinen Namen an Christus, den Sohn der göttlichen Jungfrau, erinnernden und vielleicht schon vorher göttlich verehrten Weisen oder Heros Kṛishṇa Devakîputra (Sohn der Devakî „der Göttlichen") übertragen wurden; dieselben waren eben keineswegs etwa Christen geworden, aber in ihren durch den damaligen nach einer concreten Einheit hindrängenden Zug der indischen Philosophie genugsam dazu vorbereiteten Seelen hatte die Lehre von dem Glauben (bhakti) an den menschgewordenen Christus fruchtbaren Boden gefunden: sie erkannten in ihm möglicher Weise ohne Weiteres ihren einheimischen Helden Kṛishṇa wieder, gerade wie die Griechen überall ihren Herakles und Dionysos fanden: hatten sie nun den Kṛishṇa bisher nur als einen Helden oder Halbgott verehrt, wie er denn in der That ursprünglich jedenfalls eine bestimmte menschliche Persönlichkeit gewesen zu sein scheint, so ward ihnen nunmehr, als sie einen gleichnamigen Gott im fremden Lande so hoch

verehrt fanden, das zum evidentesten Beweis seiner Göttlichkeit: dazu sind dann möglicher Weise noch, bis vielleicht in die neuere Zeit hinab, die Bemühungen vereinzelter christlicher Lehrer gekommen, denen es zwar nicht gelang, christliche Gemeinden zu stiften, die aber dennoch für die Sache des Monotheismus und für den Begriff des Glaubens nicht ohne Eindruck geblieben sein werden, wenn sich auch nach ihrem Absterben, bei dem Mangel eines neuen Zuflusses von aufsen, ihre Lehre bald immer mehr abschliff und der indischen Auffassung homogen ward. Denn auch abgesehen von dem Krishṇa-Dienst hat das Christenthum jedenfalls dadurch auf die Inder bedeutenden Einflufs geübt, dafs es sie mit zwei Begriffen bekannt machte, die ihnen bisher völlig fehlten, mit dem Begriff eines persönlichen Eingottes und mit dem Begriff des Glaubens an ihn. Der unbedingte Glaube nämlich an die alleinige Kraft der verehrten Gottheit, die Ueberzeugung ferner, dafs dieser Glaube einzig und allein im Stande sei, aber auch allein schon völlig hinreiche, die Gunst und den Schutz derselben zu erlangen, der hohe Werth endlich, der deshalb dem Beten zu ihr oder auch nur dem blofsen Hersagen einer kurzen, ihre alleinige Hoheit anerkennenden Gebetsformel beigemessen wird, sind fortab die bei jeder indischen Sekte wiederkehrenden Haupterfordernisse. Die Lehre von der Persönlichkeit des höchsten Wesens lag indefs den Begriffen der Inder von vorneherein zu fern, als dafs sie von ihnen zunächst in einer andern Weise aufgefafst werden konnte, als in der, dafs die Gottheit, welche gerade die Hauptverehrung in einem Landstrich genofs, war es eine Gestalt des Çiva oder des Vishṇu, eben in jene Stellung des höchsten Wesens einrückte: zunächst blieb dahinter vielleicht immer noch das Absolute, das brahman, als Grundlage waltend und das persönliche höchste Wesen war gleichsam nur der Demiurg, aber das Verhältnifs wird sich bald geändert haben, nachdem einmal der christliche Begriff des Glaubens festen Fufs gefafst hatte. Das Schlimme an der Sache aber war nun, dafs dieser eine Begriff, der sich seiner

Bequemlichkeit wegen den Priestern wie den Laien empfahl und daher leicht Eingang gefunden haben wird, von dem Inhalte, zu dem er gehörte, losgetrennt und auf die einheimischen Göttergestalten angewendet ward; es steht damit in inniger Verbindung, daſs, je weniger eine Sekte sich von dem Grunde Rechenschaft geben konnte, weshalb gerade eine Gestalt des Çiva oder des Vishṇu ihr Gott war, desto gröſseres Gewicht auf die äuſsere Anerkennung gelegt ward, und sich zwischen den Bekennern der verschiedenen Sekten mit der Zeit eine desto gröſsere Animosität, ein desto schrofferer Fanatismus erhob, der mehrfach in blutige Kämpfe ausgebrochen ist. Es ist endlich hier auſser einigen Sagen von der Wiederbelebung des todten Sohnes [1] eines Königs Çveta, „weiſs“, die möglicher Weise mit christlichen Legenden in Verbindung stehen könnten, noch die Frage zu erwähnen, ob nicht etwa die christlich-jüdische Prophetie auf die Ausbildung des indischen Avatâra-Systems irgend von Einfluſs gewesen ist, was besonders in Bezug auf den mit dem indischen Yuga-System in entschiedenem Widerspruch stehendem Kalki, d. i. die noch zu erwartende zehnte Verkörperung des Vishṇu, den Paraklet also, als wenigstens nicht unwahrscheinlich erscheint [s. Ind. Stud. II, 409—411].

Alle diese Anregungen des Christenthums nun sind übrigens gewiſs nicht bloſs über Alexandrien, sondern auch von Syrien und Persien her vermittelt worden, wogegen der Einfluſs der griechischen Astronomie, auf den wir nunmehr übergehen, allein der Verbindung mit Alexandrien zuzuschreiben ist. Die hohe Achtung, in der die griechische Wissenschaft im Allgemeinen bei den Indern dieser Zeit stand, wird uns griechischer Seits durch Philostratus, der im zweiten Jahrhundert p. Chr. ein Leben des Apollonius von Tyana schrieb, in einer Weise bezeugt, daſs diese Nachricht schwerlich erfunden sein kann, wenn man auch im Uebrigen seine Anga-

1) Die mṛitasamjîvinî vidyâ hat hiermit nichts zu thun, sondern ist bloſse Todtenbeschwörungskunst.

ben nur mit grofser Vorsicht benutzen darf: es stimmen zu ihr eben die sogleich anzuführenden Data auf das Vollkommenste, insofern dieselben auf ein blühendes Studium der griechischen Sprache von indischer Seite und auf directe Uebersetzungen aus dem Griechischen in das Sanskrit mit Nothwendigkeit hinführen. Die indischen Astronomen geben uns durchweg die Yavana als ihre Lehrer an: im Mahâbhârata wird zwar der Asura Maya, also ein Dämon, als der erste Astronom genannt, dem der Sonnengott selbst Lehrer gewesen sei, die in einem neueren Werke enthaltene Tradition versetzt denselben aber nach Romakapura, d. i. nach dem Abendlande (Rûm), und werden wir somit schwerlich irre gehn, wenn wir in seinem Namen eine brahmanisirende Verwandlung aus Tura Maya suchen, welches, wie wir aus der Inschrift des Piyadasi ersehen, die Form ist, in der der Name Ptolemaios indisch wiedergegeben ward: Ptolemaios also ist es, der griechische Astronom und Geograph, den uns das Mahâbhârata vorführt. Unter denjenigen fünf Siddhânta ferner, welche als die ältesten astronomischen Systeme genannt werden, ist der eine, der Romakasiddhânta, schon durch seinen Namen als griechischen Ursprungs bezeichnet, und für einen zweiten derselben, den Pauliçasiddhânta, haben wir die Angabe des Albîrûnî, dafs er von Paulus al Yûnânî, Paulus dem Griechen, verfafst sei, woraus wir, ob auch das Werk selbst verloren scheint, wohl mit ziemlicher Sicherheit schliefsen können, dafs es die indische Bearbeitung der εἰσαγωγη des Paulus Alexandrinus (Ende des 4. Jahrh.) gewesen sein wird. Was diesen Schlufs fast zur Gewifsheit erhebt, ist der Umstand, dafs sich aufser den griechischen Namen der Planeten und Zodiakalbilder auch noch ein grofser Theil der in der εἰσαγωγη gebrauchten termini technici in die der Zeit nach nächsten indischen Schriften aufgenommen findet, womit indefs natürlich nicht etwa gesagt ist, dafs dieselben alle erst durch die εἰσαγωγη den Indern bekannt geworden seien. Es sind dies die folgenden: drikâṇa δεκανος, liptâ λεπτη, anapha ἀναφη, sunaphâ συναφη, durudhara

*δορυφορια*, kemadruma (für kremaduma) *χρηματισμος*, veçi *φασις*, kendra *κεντρον*, âpoklima *ἀποκλιμα*, panaphara *ἐπαναφορα*, trikoṇa *τριγωνος*, hibuka *ὑπογειον*, dschâmitra *διαμετρον*, dyutam *δυτον*, meshûraṇa *μεσουρανημα*. Wenn sich die meisten dieser Namen auf astrologische Verhältnisse beziehen, so enthalten sie doch andrerseits durch die Eintheilung des Himmels in die Zodiakalbilder, Decane und Grade Alles, was den Indern zu einer wissenschaftlichen Behandlung der Astronomie fehlte und nöthig war. Der griechische Ursprung zwar der Bekanntschaft der Inder mit den Zodiakalbildern ist lange ein sehr lebendiger Streitpunkt gewesen, und Lassen hat noch ganz neuerdings wieder sich dafür entschieden, dafs die Inder dieselbe von den Chaldäern erhalten hätten [1]: der einzige Grund aber, der gegen den griechischen Ursprung vorgebracht werden kann, die Verschiedenheiten nämlich der indischen Bilder von den griechischen, ist ein völlig nichtiger, da sich diese Verschiedenheiten sämmtlich erst allmählich in Indien herausgebildet haben, während die älteste Stelle, in der wir die Bilder beschrieben finden, in keinem einzigen Punkte von der griechischen Vorstellung sich entfernt, sich vielmehr sklavisch daran anschliefst (s. Indische Studien II, 415). Die Inder haben sich nun dieser griechischen Mittel mit bestem Erfolge bedient, und theils die Reihenfolge ihrer Mondstationen, die wegen der Verschiebung des Fixsternhimmels mit der Wirklichkeit nicht mehr übereinstimmte, rectificirt, so dafs die zwei in der alten, mit Kṛittikâ beginnenden, Ordnung letzten Mondhäuser, Âçvinî nämlich und Bharaṇî, nunmehr an der Spitze der neuen Ordnung stehen [2], deren Beginn also mit dem des Zodiakus zu-

1) Es ist gut, sich daran zu erinnern, dafs unser Thierkreis erst c. 560—500 a. Chr. astronomisch richtig, d. i. der Widder wirklich das Frühlingsäquinoctialzeichen war: die Ansetzung selbst aber ist natürlich schwerlich mit der absoluten Richtigkeit zusammengefallen, sondern kann an und für sich wohl bis zu 10 Grad (d. i. einem Drittel) der Entfernung, also bis zu 720 Jahren früher oder später stattgefunden haben: das „später“ scheint historisch ausgeschlossen; die älteste Möglichkeit der Ansetzung aber ist hiernach 1280 a. Chr.

2) Es ist dies nicht ohne Wichtigkeit. Setzen wir nämlich den Fall, dafs diese Rectificirung etwa 400 p. Chr. stattfand und eben damals gerade absolut

sammentrifft, theils auch selbständig die astronomische Wissenschaft in einigen Punkten, wie es scheint, sogar weiter gefördert, als die Griechen. Der Name eines ihrer besten Astronomen, des Âryabhaṭṭa, wahrscheinlich eines Zeitgenossen oder unmittelbaren Nachfolgers des Puliça, ist denn auch seiner Seits in der allerdings sehr verstümmelten Form Ardubarius[1] in das Abendland gedrungen und findet sich bereits im Chronicon Paschale, dessen zweite Redaktion unter Heraklius (610—41) stattfand, als der Name eines der Urzeit angehörigen indischen Astronomen genannt.

---

richtig, d. i. Âçvinî wirklich eben das Frühlingsäquinoctialzeichen war, so erhalten wir für die absolute Richtigkeit der Ansetzung der Kṛittikâ als erster Mondstation (d. i. als Frühlingsäquinoctialzeichen) den Längenunterschied zwischen Kṛittikâ und Âçvinî, $29\frac{1}{2}$ Grad, multiplicirt mit der Summe der Jahre, binnen welchen der Fixsternhimmel sich um einen Grad verrückt, d. i. 72, also ($29\frac{1}{2} \times 72$) 2124 Jahre vor 400 p. Chr., resp. 1724 a. Chr.; zu dieser Zahl sind nun natürlich, da der gesetzte Fall eben nur ein angenommener und ganz unwahrscheinlicher ist, etwa vier Grade, ein Drittel der durchschnittlichen Entfernung (13 Grad) der Mondhäuser von einander, also circa 300 Jahre noch in Rechnung zu bringen, so dafs wir somit in runder Zahl bei Hinzufügung von 276 Jahren das Jahr 2000 a. Chr. als dasjenige erhalten, in welchem die Ansetzung der Kṛittikâ als erster Mondstation zuerst astronomisch möglich war, und bei Subtraction derselben Zahl das Jahr 1438 (oder genauer, da die Entfernung zwischen Kṛittikâ und Bharaṇî $17\frac{1}{2}$ Grad beträgt, bei Subtraction von 6 Graden resp. 432 Jahren, das Jahr 1282) als dasjenige, in welchem sie zuletzt möglich war. [Später hätte eben einer der zwischen Kṛittikâ und Bharaṇî stehenden Sterne an die Spitze treten müssen!] Zu welcher Zeit aber die Inder diese Ordnung der Mondhäuser von den Chaldäern empfingen, dafür fehlt uns jeglicher Anhalt aufser der relativen Chronologie der Schriften, in denen sie sich zuerst erwähnt findet. [Die älteste Erwähnung, und zwar zweier derselben, ist die oben pag. 76 angeführte in einem Hymnus aus dem zehnten maṇḍala der Ṛiksaṃhitâ, also jedenfalls wohl einem der spätern Stücke derselben. In der Vâj. Saṃhitâ IX, 7 werden sie unter den daselbst genannten 27 gandharva, welche das Rofs zuerst in Verein mit dem Winde angeschirrt haben, wohl zu verstehen sein. Die erste vollständige Aufführung geschieht in der Taitt. Saṃhitâ und im Kâṭhakam, und zwar werden daselbst, ebenso wie im Çatapatha Brâhmaṇa (X, 5, 4, 5), Çâṅkhây. çrantasûtra (XIV, 78), und Lâṭyâyana IV, 8, 4 nur 27 derselben genannt, während in den literargeschichtlich späteren Listen des Taittir. Brâhmaṇa (wo sich deren mehrere finden), der Atharvasaṃhitâ und des Çâṅkhâyanagṛihya (I, 26) ihrer 28 erscheinen (als zwanzigstes nämlich das dort fehlende Gestirn Abhijit). In den einzelnen Namen finden sich hiebei sehr bedeutende Differenzen, besonders im Kâṭhakam und in dem an der einen Stelle (I, 5) theilweise damit stimmenden Taittirîya Brâhmaṇa.]

1) ṭ klingt nämlich in der Aussprache wie r: die Araber nennen ihn später Ardschahhar.

Gleichzeitig nun mit dem so in seinen Hauptumrissen dargestellten Einflusse der Verbindung mit Alexandrien machten sich auch noch andere fremde Einwirkungen auf Indien geltend. Die Indoskythen nämlich, tatarisch-tibetische Stämme, behaupteten sich nach ihrer Verdrängung der griechischen Herrschaft bei stetem Kampfe mit den westlichen Königen der Perser (Arsaciden und Sassaniden), mit den östlichen indischen Fürsten und mit von Norden heraudringenden Nachzüglern eignen Geschlechts sechs Jahrhunderte hindurch, in mannichfachem Wechsel des herrschenden Stammes und mit verschiedenen Unterbrechungen der Ausdehnung ihres Gebietes und ihrer Macht, im Besitze des nordwestlichen Indiens und der angränzenden Landstriche. Kanishka, einer ihrer bedeutendsten Fürsten (reg. bis 40 p. Chr.), herrschte über Kabul, Peshawer, Tokharestan, Kleintibet, Kashmir, Pendschab, Guzerate, Mâlava bis nach Barygaza hin. Zwar zerstückelte sich dies grofse Reich nach seinem Tode, da wir bald darauf, zur Zeit des Periplus nämlich, die Parther als Herren der indoskythischen Hauptstadt Minnagara am untern Indus vorfinden, aber deren Herrschaft kann nur von kurzer Dauer gewesen sein, da sich noch im Anfang des zweiten Jahrhunderts den Angaben des Ptolemaios [1] nach das Reich der Indoskythen über den südlichen Theil des Pendschab bis zur Halbinsel Guzerate erstreckte. In der folgenden Zeit ward jedoch ihre Macht immer weiter zurückgedrängt, nach Kashmir, nach Kabul und den nördlichern Landstrichen, bis sie im Anfang des vierten Jahrhunderts durch die der stammverwandten weifsen Hunnen neu gestärkt, sich wieder über Kashmir und das nordwestliche Indien verbreitete, wo sie uns von Kosmas (Anfang des 6. Jahrhunderts) in voller Blüthe geschildert wird. Der Schlufs des 6. Jahrhunderts aber brachte ihrem Reiche durch die Macht des Sassaniden Nûschirvan und sodann durch die der Türken den Untergang. Von dieser langen Herrschaft nun der tatarischen Stämme erhalten

1) Oder sind diese Angaben nur eine Wiederholung derer des Periplus?

wir auch aus den einheimischen Nachrichten der Inder directe Kunde, sowohl in ausführlicherer Darstellung aus der Râdschataranginî, Chronik von Kashmir, als in lakonischen Notizen aus den Purâṇa; sie werden daselbst mit verschiedenen Namen genannt, Çaka, Turushka, Tukhâra, Bhauṭṭa, Hûṇa, Hârahûṇa; auch datirt ja die eine der indischen Aeren, die 78 p. Chr. beginnende sogenannte Çaka-Aera von einem Ereignifs, das zu ihrer Herrschaft in Bezug steht, der Tradition nach nämlich von einem Siege der Inder über einen ihrer mächtigsten Fürsten. Von wie weitgreifender Einwirkung nun diese Herrschaft der Yueitchi — so heifsen jene Stämme bei den chinesischen Historikern — für das westliche Indien gewesen ist, hat sich erst ganz neuerdings durch die Untersuchungen von V. de St. Martin ergeben; darnach scheint es nämlich, wie nunmehr auch Lassen annimmt, ziemlich fest zu stehen, dafs die sogenannten Dshât, welche die Hauptbevölkerung des unteren Râdschasthan und des Pendschab, so wie die ackerbauende Bevölkerung Sind's und der meisten Gebiete auf dem Westufer des Indus bilden, Nachkömmlinge jener Yueitchi sind. So wichtig dies nun auch für die betreffenden Landstriche selbst ist, so würde sich doch für das übrige Indien daraus noch kein bedeutender Einflufs dieser Fremdherrschaft präsumiren lassen, insofern jene Stämme bei ihrer Rohheit der indischen Kultur gegenüber sich nur empfangend, nicht mittheilend verhalten konnten; gerade in diesen beiden Beziehungen ist es indefs, dafs ihnen auch für das übrige Indien eine ganz ungemeine Bedeutung zukommt, insofern sie nämlich theils die buddhistische Religion annahmen und als deren Schirmherrn auftraten, theils die Verbreitung des iranischen Sonnenkultus nach Indien hin vermittelten und begünstigten. Das Nähere hierüber ist Folgendes. Der Buddhismus zunächst war zwar ursprünglich im östlichen Indien, in Magadha, entstanden, und rasch zu hoher Blüthe und Verbreitung gelangt, wozu vielleicht schon dort nichtârische Elemente, etwa der Einflufs der in Magadha, als in einem Gränzlande der ârischen Kultur,

noch besonders kräftig gebliebenen Ureinwohner, mitgewirkt haben mögen. In dem mittleren Indien indefs, wo die Macht der Brahmanen und der Einflufs des Kastenwesens in vollster Kraft stand, bildete sich bald eine starke Opposition gegen die buddhistische Doctrin. Die der letztern ergebene Dynastie des Açoka, welche sie auf jede Weise, zum Theil wohl auch durch Gewalt, zu befördern suchte, ward gestürzt, und es herrschten 150 Jahre lang, von c. 178—23 a. Chr. die brahmanisch gesinnten Fürstenfamilien der Çuṅga und Kâṇva. Der Stifter der ersteren, Pushpamitra, stellte sogar, der Legende der nördlichen Buddhisten im Açokâvadâna nach, eine harte und blutige Verfolgung der Buddhisten an[1], wobei er indefs in den westlichen Theilen seines Reiches, in Çâkala, auf erfolgreichen Widerstand stiefs; es liegt die Versuchung nahe, diesen Umstand mit der in der brahmanischen Sage erhaltenen Nachricht, dafs Pushpamitra am rechten Ufer des Sindhu mit den Yavana gekämpft habe, in Verbindung zu bringen, insofern sich aus unserer früheren Darstellung die griechischen Könige, zu deren Gebiet ja Çâkala gehörte, als den Buddhismus begünstigend ergeben haben. Wenn nun der letztere schon an und für sich in dem nordwestlichen Theile Indiens, wo die Brahmanen nie zu der ausschliefslichen Macht, wie in Hindostan selbst, gelangt waren, weniger Widerstand und leichteren Eingang gefunden haben mag, so war es ferner auch in der Natur der Dinge vollständig begründet, dafs die Anhänger dieser Lehre, die eben gar keinen Unterschied zwischen Âriern und Fremden macht, sondern allen Menschen und Kasten ohne Unterschied ihr Evangelium predigt, von ihren einheimischen Herrschern bedrängt, sich an die fremden anschlossen, zumal die Mission ja überhaupt ein hervorstechender Charakterzug des Buddhismus ist. Ob nun auch die griechischen Fürsten, die von einer eigenen Kultur getragen waren, nicht direct zu Convertiten wurden,

1) Eine Erinnerung hieran finde ich in der im Pantschatantra p. 235 ff. (edit. Kosegarten) mitgetheilten Erzählung.

sondern nur, wohl schon des politischen Interesses wegen, das sie dazu antrieb, eine Religion begünstigten, in deren Augen die Fremden eben so viel galten, als die Einheimischen, so war dies Verhältnifs doch bei ihren Nachfolgern, den indoskythischen Fürsten, ein für den Buddhismus bei Weitem günstigeres. Diese rohen, ungebildeten Stämme, bei denen der in ihren erst seit kurzer Zeit erworbenen irânischen Sitzen herrschende Cultus noch nicht festen Fufs gefafst hatte, schlossen sich dem Buddhismus mit der ganzen Innigkeit und Wärme an, die in einem solchen Falle natürlich ist, und ihr frischer Glaubenseifer unterstützte den der buddhistischen Sendboten in so ausgedehnter und tiefgreifender Weise, dafs der Buddhismus bald die Volksreligion fast aller tatarischen Stämme ward und seitdem geblieben ist. Unter Kanishka's Regierung fand denn auch in Kashmir die dritte grofse buddhistische Synode Statt, in welcher der Canon der heiligen Schriften der nördlichen Buddhisten angeblich in derselben Anordnung, in der er jetzt noch vorliegt, zusammengestellt und somit eine feste Grundlage für alle Zeiten gebildet ward. Es ist in der That fraglich genug, ob der kräftige Schutz, den der Buddhismus bei diesem Volke fand, nicht ein Hauptgrund ist, weshalb derselbe gerade zu dieser Zeit nochmals auch im übrigen Indien zu frischer Blüthe emporwuchs, so dafs er dann sich noch so lange Zeit daselbst gehalten hat und nicht schon eher dem Einflusse der Brahmanen weichen mufste; es spricht hiefür mit ziemlicher Entschiedenheit der Umstand, dafs jedes erfolgreiche Zurückdrängen der fremden Macht durch die einheimischen Fürsten auch von einem sichtbaren Hervortreten des Brahmanismus begleitet, deren völlige Verdrängung aber am Ende des 6. Jahrhunderts nach nicht zu langer Frist auch von der gänzlichen Vertreibung des Buddhismus aus Indien gefolgt ercheint, so dafs hienach der Brahmanismus entschieden als von dem nationalen Bewufstsein getragen auftritt. — Was sodann den zweiten Punkt, die Mittheilung des iranischen Sonnencultus nach Indien, betrifft, so hat dieselbe sowohl mittelbar als unmittelbar unter dem Schutze

der indoskythischen Herrschaft stattgefunden, mittelbar nämlich unter dem Einflusse der buddhistischen Toleranz, die eben alle Sekten gewähren, keine von der andern unterdrücken liefs, und unmittelbar, insofern der iranische Cultus theils derjenige war, den die Indoskythen nach Indien mitgebracht zu haben scheinen, theils ferner einige ihrer Fürsten denselben auch noch später direct begünstigten; dergl. wird wenigstens in der einheimischen Chronik von Kashmir von einem König Mihirakula erzählt [1], einem spätern Nachfolger des Kanishka, den auch Hiuen Thsang, ein chinesischer Reisender aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts, als einen mehrere Jahrhunderte früher in Sagala (d. i. Σαγγαλα, Çâkala) herrschenden König erwähnt. Die Münzen der älteren indoskythischen Fürsten tragen sowohl hellenische und iranische als buddhistische und brahmanische Embleme, und da auch die Christen hier vielleicht einige vorübergehende Erfolge gehabt haben mögen [2], so mag das Gewirr der verschiedenen hier zusammentreffenden Religionsformen von dem in Alexandrien wenig verschieden gewesen sein. Von den iranischen Gottheiten hat sich aber nur der Dienst einer einzigen [3], des Mithra, Sonnengottes, nämlich, der sich ja um diese Zeit auch nach dem Westen bis nach Rom selbst hin ausbreitete, in Indien Anerkennung zu verschaffen gewufst. Man hat dies in Abrede gestellt, da ja die Verehrung des Sonnengottes bei den Indern selbst eine althergebrachte gewesen sei; dies ist auch in der That ganz richtig, diejenige Form aber, die dieselbe nunmehr gewann, ist eben wesentlich von der bisherigen

---

1) Er gründete einen Tempel des Mihireçvara, baute eine Stadt Mihirapura, nnd umgab sich mit Brahmanen, die er aus dem Lande der Gandhâra kommen liefs. — Mihira ist das persische mihr, eine Verstümmelung aus mithra, dem Namen des Sonnengottes, s. Spiegel, Uebersetzung des Vendidad p. 274.

2) In den sogen. Akten des heil. Thomas wird erzählt, dafs ein indischer König Gondaphoras durch denselben bekehrt worden sei; den Münzen nach regierte ein Yndopherres oder Gondophara um 90 vor Chr.; es müfste in jener Legende also wohl ein anderer, späterer Fürst gleichen Namens verstanden sein.

3) Von einer andern, der Mondgöttin Nanaia, Nana hat sich der Name wenigstens noch im Indischen erhalten, insofern die mit ihrem Namen verschenen Münzen davon Nâṇaka genannt wurden, welches Wort dann später zu der allgemeinen Bedeutung von: Münze überhaupt gelangt ist.

verschieden; sie ist ein fremdes Pfropfreis auf den einheimischen Stamm, dessen Versetzung allerdings wohl kaum möglich gewesen wäre, wenn eben dieser Stamm nicht da war, insofern nämlich (aufser dem Islam) kein einziges Beispiel vorliegt, dafs die Inder einen aus der Ferne importirten Gottesdienst direct zu dem ihrigen gemacht hätten; hier galt es aber eben nur die neue Belebung eines eigenen alten Cultus, eine Belebung, die überdem durch eine Priesterkaste geschah, welche die Brahmanen als sich innig verwandt und verbrüdert erkannten. Die Beweise nun für den iranischen Ursprung des sich jetzt am Indus und in den andern westlichen Landstrichen Indiens, ja sogar auch in Hindostan selbst zu neuer Blüthe erhebenden Sonnencultus sind die folgenden: zunächst das Wort mihira, dessen Ursprung aus dem persischen mihr für mithra auf p. 103 in der Note besprochen ist und das fortab mehrfach in Namen vorkommt (Mihirakula, Mihiradatta, Padmamihira, Varâhamihira); der Name der Sonnenpriester sodann, den uns der Astronom Varâhamihira in seiner astrologischen saṃhitâ (59, 19) überliefert, Magâs nämlich d. i. *Μαγοι* [1] (vom Commentar durch Magabrâhmaṇâs erklärt); endlich die Angabe bei demselben (58, 46–48), wie die Statue des Sonnengottes herzustellen sei [2], nämlich „verhüllt vom Fufs bis zur Brust nach der Weise der nördlichen Völker (d. i. mit Unterkleid), in einen Mantel gehüllt, eine Art Krone (mukuṭa) auf dem Haupt, von einem Strahlenkranze umgeben, mit einer herabhangenden Perlenkette und Ohrringen geschmückt, in jeder Hand eine Lotusblume haltend", also abgesehen von den Lotusblumen ganz

1) Die bei Ptolemaios erwähnten *Βραχμανοι Μαγοι*, ein indisches Volk im südlichen Indien am Berge *Βιττιγος*, deren Stadt *Βραχμη* hiefs, stehen, der Lage wegen, schwerlich im Zusammenhange mit den Magiern.

2) Varâhamihira scheint übrigens, was sich bei einem Astronomen leicht erklärt, dem Sonnendienst ganz besonders zugeneigt gewesen zu sein; dafür spricht zunächst sein Name wie der seines Vaters Âdityadâsa, der Eingangsvers ferner seiner saṃhitâ, der den Sonnengott verherrlicht, endlich wohl auch der Umstand, dafs er bei der Statue desselben die allgemeinen Regeln über böse und gute Vorbedeutungen angiebt, und dann bemerkt, bei den übrigen Statuen verhalte sich Alles ebenso (58, 52).

wie der Mithra Helios auf den Münzen des Kanishka (s. bei Lassen II, 837. 39). Hiezu kommt noch der ausdrückliche Bericht, der im Bhavishyapurâṇa vorliegt, dafs Sâmba ein Sohn des Kṛishṇa, nachdem er von Dvârakâ nach Mitravana an der Tschandrabhâgâ (dem heutigen Tschenab) gepilgert und daselbst durch die Gnade des Sonnengottes vom Aussatz geheilt worden war, zum Dank dafür daselbst einen Sonnentempel und eine Stadt Sâmbapura gestiftet und zur Bedienung des ersteren achtzehn Magafamilien aus Çâkadvîpa herbeigeholt habe; die ausführlichen Angaben, die dabei über die Maga gemacht werden [1] lassen keinen Zweifel darüber, wer darunter zu verstehen sei, und es fragt sich somit nur, ob diese Uebersiedelung nicht vielleicht erst nach der Flucht der Parsi vor dem Islam nach Guzerate, die in den Anfang des 8. Jahrhunderts, nach Andern indefs erst in das 10. Jahrhundert fällt, stattfand; dafür scheint zu sprechen, dafs Sâmba den herbeigerufenen Maga Frauen aus dem Geschlecht der Bhodscha in Dvârakâ gab, da letzterer Ort nach Guzerate verlegt wird: es beweist dies wohl aber nur, dafs die Abfassung der Legende, wie sie im Bhavishyapurâṇa vorliegt, nach jener Zeit stattfand: wir haben nämlich schon aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts aus dem Munde des chinesischen Pilgers Hiuen Thsang die Nachricht, dafs in Me ou lo san pou lo, d. i. dem heutigen Multan am Tschenab, sich ein grofsartiger Sonnentempel befand, zu dem aus den verschiedensten Theilen Indiens gewallfahrtet ward [2]: dies Zeugnifs wird bestätigt vier Jahrhunderte später durch Albîrûnî, der uns berichtet, dafs Multan die Namen haṇsapura, bhagapura [3], sâm-

1) Sie sind Kinder des Feuers und der Sonne von der Nishkumbhâ, Tochter des Ṛiju, aus dem Geschlecht des Mihira; ihre vier Veda heifsen Vada (! Yaçna), Viçvavada (Viçpered), Vidnd (Vendidad) und Âṇgirasa (!). Ihre heilige Schnur heifst avyaṇga (aiwyâoṇhana Zend), ihr Reinigungsgras varsama (bareçman Z.) etc.; s. Wilson bei Reinaud mémoire sur l'Inde p. 391—96. Auch im Mahâbhârata VI, 436 werden die Maga (so ist zu lesen statt Mṛiga) als die Brahmanen von Çâkadvîpa genannt.

2) S. Reinaud a. a. O. p. 154, 213, 248.

3) haṇsa und bhaga sind indische Namen der Sonne: bei der Benennung

bapura trage, dafs daselbst jährlich ein Fest zu Ehren des Sonnengotts unter dem Namen Sâmbapurayâtrâ gefeiert werde, und dafs die Priester desselben wie die Anhänger des Zoroaster Maga genannt würden [1]. In der Mitte des 9. Jahrhunderts ferner bezeugt uns Alkindi in den Bruchstücken seines Werkes [2], die im kitâb al fihrist erhalten sind, dafs der Sonnendienst in Indien sehr blühend war. In der Râdschataranginî wird aufser der bereits oben erwähnten Erzählung von Mihirakula mehrfach die Gründung von Sonnentempeln in Kashmir berichtet: einer derselben ward angeblich mit dem ganzen Gebiete von Kânyakubdscha, Kanodsche, dotirt (IV, 187): vielleicht gehört hieher die Nachricht des Hiuen Thsang, dafs auch in Kanodsche selbst ein Sonnentempel bestand. Auch im Ayeen Akbari II, 15 wird der Gründung eines Sonnentempels in Puruschottama in Kuttack im Jahre 866 gedacht.

Schliefsen wir hieran, was sich sonst noch über die Verbindung Indiens mit Persien während dieser und der folgenden Zeit ergiebt.

Dafs die Parther in dem 1. Jahrhundert vor und nach Christ. mehrfach mit den Indoskythen in feindliche Berührung geriethen und in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts p. Chr. sogar auch im Pendschab selbst eingedrungen waren, wird uns theils, wie bereits oben bemerkt, durch den Periplus des rothen Meeres, theils durch die indischen Legenden auf den Münzen der Arsaciden Vonones, Vologeses und Pakores bezeugt. — Auf Artaxerxes I, den Gründer der Sâsaniden-Dynastie (von 226 p. Chr. ab) mufs sich die Angabe in der Inschrift des Mâlavakönigs Samudragupta be-

---

bhagapura könnte indefs vielleicht auch das persische baga Gott von Einflufs gewesen sein (ebenso wie wohl für den Namen des Bhagadatta, Königs der Yavana und Tschina im Mahâbhârata).

1) S. Reinaud a. a. O. p. 97—102.

2) Es beruhte dies Werk auf einer noch in die letzte Hälfte des 8. Jahrhunderts zurückgehenden Quelle, den Berichten nämlich eines von Yahya dem Barmekiden nach Indien zur Erforschung der dasigen religiösen Zustände und zur Herbeischaffung officineller Pflanzen geschickten Reisenden: s. Reinaud a. a. O. p. 288—92. 317.

ziehen, dafs er von einem daivaputra shâhi shâhân shâhi „götterentsprossenen König, König der Könige" Geschenke erhalten habe (darunter yavanî-Mädchen). — Der bedeutende Einflufs, den der Buddhismus auf die Lehre des Mani geübt hat, ist leicht erklärlich durch die hohe Blüthe desselben unter den Yueitchi-Fürsten, deren Herrschaft sich ja zeitweilig auch über einen grofsen Theil der östlichen iranischen Provinzen erstreckte: dazu kam der bedeutende Handelsverkehr der Sâsanidenzeit, der so bedeutend war, dafs nach dem Zeugnifs des Hiuen Thsang in den hauptsächlichsten iranischen Handelsplätzen buddhistische sowohl als brahmanische Tempel und Klöster in grofser Anzahl bestanden, gegründet und erhalten durch die vielen indischen Kaufleute, die der Handel dahin führte und die, gerade wie die jetzigen Banianen, daselbst eine Art Colonieen bildeten. Von den Persern auf der andern Seite berichtet Kosmas, dafs sie das Haupthandelsvolk in den indischen Meeren waren: ja von Nûshirvan dem Grofsen (531—79) wird sogar überliefert, dafs er eine Expedition nach Ceylon unternommen habe: sei dies Fabel, so wird doch die von Firdusi berichtete Oberherrschaft der Sâsaniden über das Indusland durch dort gefundene Münzen mit Sanskrit- und Pehlwi-Legenden in der That bestätigt, und auch der Gebrauch von Kriegselephanten in dem Heere des Nûshirvan scheint dafür zu sprechen. Die Uebersiedelung des indischen Fabelbuches Pantschatantra nach Persien, wo es unter dem Namen der Fabeln des Bidpay, Pilpay in das Pehlwi übersetzt ward, geschah auf Nûshirvan's Veranlassung[1]: auch der Grundstock der unter dem Namen „tausend und eine Nacht" bekannten Erzählungen, die später, wie die ebengenannten Fabeln aus dem Persischen in das Arabische übergingen, ist bereits um diese Zeit aus

[1] Renan hat neuerdings (hist. des langues Sémitiques p. 251; s. auch Journal Asiatique 1856 p. 21) auf die bei Assemani III, I, 219—20 sich findende syrische Notiz aufmerksam gemacht, wonach ein buddhistischer Mönch (Bûd Peryodûto περιοδευτής parivrâjaka) unter dem Patriarchen Ezechiel (c. 570) dies Buch aus dem Indischen übersetzt hat.

Indien nach Persien verpflanzt worden: denselben Weg ging das in Indien erfundene Schachspiel. Von Behram V. (420—440) wird erzählt, dafs er selbst in einer Verkleidung nach Indien gereist sei, und dafs er sich Musikanten und Sänger von dort kommen liefs. Es ist sogar nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthet worden, dafs indische Medicin und Astronomie bereits auch an den persischen Akademieen, besonders in Dschondi-Schapûr, Eingang gefunden hatten, wozu wohl die sonderbare Stelle des Ammianus Marcellinus 23, 6 heranzuziehen ist: die persische Eintheilung der Welt in sieben Keshvars z. B., in deren Mitte der Berg Tîreh und welche umgebend der Berg Alborz gedacht wird, im Bundehesch Cap. XI. XII. entspricht genau dem indischen Dvîpasystem und der Stellung der Berge Meru und Lokâloka darin [1]: es fragt sich nun aber allerdings doch noch, ob das Dvîpasystem selbst, das vor der Hand zuerst in der Nṛisiṇhapûrvatâpanîyopanishad I, 2. V, 2 erwähnt (saptadvîpavatî pṛithvî) und im Mahâbhârata VI, 155 ff. dargestellt wird, ursprünglich indisch, oder ob es nicht vielleicht erst, etwa gleichzeitig mit den sieben Planeten und der siebentägigen Woche, in der seleucidischen Zeit von den Chaldäern nach Indien übergegangen ist [2], in welchem letztern Falle die Annahme näher liegen würde, dafs auch die Perser dasselbe ebenfalls von den Chaldäern entlehnt hatten. — In Indien selbst übrigens finden sich in dieser Zeit aufser dem bereits oben Erwähnten und aufser mehrfacher Nennung der Pârada, Pahlava, Pâraçîka oder Pârasika als kriegerischer und an Kriegen mit indischen Fürsten betheiligter Völker durch-

1) S. Reinaud a. a. O. p. 339 ff. Spiegel in der Z. der deutschen Morg. Ges. VI, 85. 86. Auch im Koran werden die sieben Erden nebst den sieben Himmeln und sieben Meeren erwähnt: der Berg Lokâloka entspricht dem Koh Kaf der Moslims, wie Wilson zu Vishṇupurâṇa p. 202 bemerkt: er kommt vor der Hand zuerst bei Çaṇkara im Commentar zu Vṛihad Âraṇyaka III, 3, 2 (p. 571 ed. Roer) vor, indefs, wie es scheint, in einer etwas andern Stellung, als in den Purâṇa.

2) Wofür besonders der Umstand spricht, dafs die Buddhisten, die nördlichen sowohl als die südlichen, nur vier, nicht sieben Dvîpa annehmen, s. Ind. Studien III, 123. 148.

aus keine Spuren der Verbindung mit Persien vor, wohl aber treten deren in der späteren Zeit auf: als nämlich die Araber in fanatischer Glaubenswuth die parsische Religion aus ihrer Heimath verdrängten, floh eine grofse Zahl ihrer Bekenner nach Indien: ein Theil derselben liefs sich als besondere Gemeinde in Guzerate nieder, wo der Name des heutigen Bombay, Mumbaditha, noch jetzt an Pumbadita, einen Hauptsitz jüdisch-persischer Gelehrsamkeit in Mesopotamien erinnert[1]: ein anderer Theil dagegen zerstreute sich einzeln über die übrigen Theile Indiens, ward von den Brahmanen als gleichberechtigte Brüder unter dem Namen Çâkadvîpîya, aus Çâkadvîpa stammende, Brâhmaṇa aufgenommen[2] und identificirte sich allmählich vollständig mit ihnen: eine specielle Einwirkung derselben ist zwar nicht bemerkbar, aufser dafs auch sie vielleicht hie und da auf neue Belebung des Dienstes des Sonnengottes hingewirkt haben mögen, wohl aber zeichnen sich die jenen Geschlechtern sich zurechnenden Brahmanen noch jetzt durch ihre geistige Regsamkeit aus. Noch ist auch erwähnenswerth, dafs der etwa erst seit dem 9. Jahrhundert in Indien gebräuchliche, den Eigennamen vor- oder nachgesetzte Titel miçra insbesondere häufig gerade bei Männern aus den çâkadvîpîya-Geschlechtern oder aus Städten, wie sûryapura, bradhnapura (Sonnenstadt) vorkommt[3]. — Auf die Verbindung Indiens mit den moslimischen Persern und den gegenseitigen Einflufs derselben werden wir im Verlauf zurückkommen.

Gehen wir nunmehr zu den Arabern über. Ueber den Handelsverkehr und die etwaigen Niederlassungen der Inder im glücklichen Arabien zur Zeit des Ptolemaios haben wir bereits oben gesprochen: auch die arabische Sprache selbst

---

1) S. Spiegel in der Einleitung zur Uebersetzung des Vendidad p. 25.

2) S. Colebrooke misc. ess. II, 179.

3) Nach Colebrooke miss. ess. II, 189 gehört dieser Titel indefs den Maithila-Brâhmaṇa an: sein Ursprung ist mir räthselhaft: mit dem âryamiçra (Publikum) in den Dramen hat er natürlich nichts zu thun: an den persischen Titel Mirza ist nicht entfernt zu denken, da derselbe erst spät aus dem hybriden Emir-zâde, Emirsohn entstanden ist.

trägt noch Spuren des ersteren, indeſs allerdings, wie das beginnende h für s zeigt, durch Vermittlung des Persischen, indem sie nämlich gestähltes Eisen muhannad, d. i. indisch bearbeitet, nennt: auch gehört wohl hieher der häufige Mädchenname Hind „Inderinn" und das davon abgeleitete Verbum hannada „Jemandem heftige Liebe einflöſsen." So spärlich die Quellen für die vormuhamedanische Zeit flieſsen, in desto reicherer Fülle strömen sie nachher zu. Schon im Jahre 712 ward für die Chaliphen das Indusland (Sind) erobert und blieb die nächsten drei Jahrhunderte, nebst allen zwischenliegenden Landstrichen im ungestörten Besitze der Araber und in steter directer Verbindung mit den Hauptsitzen des Reichs, so daſs z. B. im Jahre 767 indische Truppen in dem Kampf gegen die Byzantiner mitfochten. Der directe Handelsverkehr von Baghdad und Baçra nach der indischen Küste, und über Ceylon sogar bis nach Hinterindien hin, erwuchs bald zu einer ungemeinen Blüthe, insofern die Araber dabei ganz in die Fuſstapfen ihrer Vorgänger, der Perser, traten: auch gelang es ihnen (und in ihrem Gefolge auch den Juden) hier und dort sogar förmliche Handelskolonieen mit eigener Gerichtsbarkeit anzulegen: es wird denn auch in den indischen Schriften dieser Zeit der Yavana (dieser Name ging fortab auf die Moslims über) und Kâlayavana, schwarzen Yavana, mehrfach als unternehmender Kaufleute gedacht. Von den Persern, ihren ersten Lehrmeistern in der Wissenschaft, lernten ferner die Araber bald auch die Hochachtung vor der indischen Weisheit, und es wurden theils die unter den Sâsaniden in Pehlwi übersetzten indischen Werke daraus in das Arabische übertragen, theils neue indisch-persisch-arabische Uebersetzungen veranstaltet. Den Beginn machte die indische Fabel- und Mährchendichtung, die schon zu Muhammed's Zeit die Araber entzückte [1], zunächst die bereits in der Mitte des 8. Jahrhunderts unter dem Namen Kalîla va Dimna übertragenen Fabeln des Pilpay, sodann das

1) Nach Ibn Abi Uçaibia bei Reinaud a. a. O. p. 311.

Buch des Sindbad (*Συντιπας*) oder der sieben weisen Meister: beide sind seitdem in fast alle europäischen und westasiatischen Sprachen übersetzt und allgemeines Volksgut geworden: aufser ihnen werden noch eine Menge anderer dergl. Uebersetzungen von den arabischen Literarhistorikern genannt [1], die weder selbst noch in ihrem indischen Original erhalten sind, und gehören hieher ferner auch die allerdings in ihrer jetzigen Gestalt nur noch in wenigen Zügen ihren indischen Ursprung verrathenden Erzählungen der tausend und eine Nacht. Durch jene Uebersetzungen nun und besonders auch durch die Erzählungen der aus dem Orient heimkehrenden Kreuzfahrer und Pilger ist denn auch ferner die ganze indische Zauber- und Feen-Welt in ihren Hauptvorstellungen bei uns im Abendlande eingebürgert worden [2]: Nebelkappe, Meilenstiefeln, Zauberspiegel (für Vergangenheit und Gegenwart), Tischchen-decke-dich, Säckel des Fortunatus, Zauberstab (was man mit ihm schreibt, geschieht), Zauberblume (so lange frisch, Zeichen der Treue), Zaubersalbe (die unsichtbar oder unverwundbar macht) etc. sind alle ächt indischen Ursprungs: ja auch das eigentliche Hexenunwesen, wie es sich vom 13., 14. Jahrhundert ab bei uns entwickelte, findet in den indischen Çâkinî, Ḍâkinî, Yoginî eine so vollständige Parallele [3], dafs ein innerer Zusammenhang fast unausweichlich

1) S. v. Hammer's Literaturgeschichte der Araber III, 350 not.

2) Uebrigens sind wohl auch umgekehrt manche fremde Sagen und dgl. in die indischen Mährchensammlungen, deren jetzige Form ja meist erst aus dem 12. Jahrhundert datirt, übergegangen, so z. B. das trojanische Pferd (Somad. XII, 4. 5), die Achillesferse (XI, 65), der Jonas im Fisch (XXV, 47 und Râdschatar. IV, 503), der trockene Durchzug durchs rothe Meer (Râdsch. IV, 250), die Selbstverstümmelung des Zopyros (Râdsch. IV, 277 ff.), die Verbrennung Roms auf Befehl des Nero (Râdsch. IV, 310), Salomo's Richterspruch (I. Könige 3, 16—25), im Dsanglun, s. Schiefners Ergänzungen zu Schmidts Ausgabe desselben p. 59 etc. — [Wenn sich „der Gang nach dem Eisenhammer" bei Somad. XX, 194 ff. wiederfindet, so ist hier offenbar die indische Form das Original, s. H. F. W. Hinrichs „Schiller's Dichtungen" Leipzig 1837. I, 269 ff. — Vgl. übrigens noch die in meinem Schriftchen „über den Zusammenhang griechischer Fabeln mit indischen" pag. 30 angeführten Berührungspunkte].

3) Dieselben reiten kraft mystischer Zaubersprüche Nachts nackt durch die Lüfte, wo sie ihre Tänze halten, oder zu einer Todtenstätte, wo sie sich theils an Menschenfleisch sättigen, theils die Todten belebend mit ihnen der Wollust pflegen (s. Somad. XX, 104 ff. Râdschat. II, 505 ff. [freilich auch Daçakumâra pag. 164]): sie werden auch Leberesser (pers. dschiggerkhâr) genannt und

scheint, zumal uns die Vorstellung von diesen hauptsächlich in aus Kashmir stammenden Schriften vorliegt, welches Land ja mit den Moslims in der nächsten Berührung war.

— Einen ganz entsprechenden Einfluſs hat übrigens das Abendland durch Vermittlung der Araber auch in Arithmetik, Astronomie, Astrologie und Medicin von Indien erfahren, da in allen diesen Branchen die Inder die Lehrer der Araber, wie diese wieder die des Abendlands gewesen sind. Die arabische Arithmetik zunächst und Astronomie ist in ihrer ältesten Phase rein auf indischen Grundlagen ruhend. Was wir arabische Zahlen nennen, nennen die Araber selbst indische Zahlen, und sind es auch in der That nur die wenig veränderten Anfangsbuchstaben der eins bis neun bedeutenden Sanskritwörter: die Null ist der Anfangsbuchstabe des Wortes çûnya, welches leer bedeutet. Erst seit dem 9. Jahrhundert sind diese Zeichen den Arabern bekannt geworden, und dauerte es eine geraume Zeit, ehe sie die alphabetische Zahlbezeichnung, die bisher bei ihnen üblich war, verdrängten. Wenn ferner zwar schon im Qorân sowohl sûr. 25, 62 die Zodiakalbilder, und zwar unter dem griechischen Namen burdsch (πυργος), als auch sûr. 10, 5 die Mondstationen erwähnt werden, so ist dennoch diejenige Form, unter der diese beiden Himmelseintheilungen in der arabischen Astronomie erscheinen, wesentlich durch indischen Einfluſs bedingt[1], insofern nämlich sowohl die übrigens allerdings ziem-

siuken im Wasser nicht unter (s. Ayeen Akbari II, 117). — Die Vorstellung weiblicher Unholde an und für sich ist indeſs bei den Indern und Persern uralt: ja vielleicht schon der indo-germanischen Urzeit angehörig, wie der Dienst der Hekate, die Lamien etc. zu bezeugen scheinen: auch der den Hexen zugeschriebene Genuſs des Menschenfleisches scheint sich schon bei Römern und Griechen zu finden. Die Wurzel çak, mächtig sein, von der çatschî und çakti, Götterkraft, sowie çâkinî (corrumpirt: ḍâkinî), die mächtige, abgeleitet sind, scheint auch dem griechischen Hekate, und sogar auch unserm hag, Hexe, selbst zu Grunde zu liegen.

1) Die Mondstationen, die Muhammed kannte, waren vielleicht dieselben, die im Bundehesch Cap. 2 namentlich aufgezählt werden: bei der Dunkelheit der dortigen, höchst eigenthümlichen Namen aber kann ich wenigstens nicht erkennen, ob dieselben mit Âçvinî oder mit Kṛittikâ beginnen, oder mit andern Worten, ob die alte chaldäische oder die neue indische Ordnung daselbst vorliegt: in den ebend. angeführten Namen der Zodiakalbilder kann ich nichts spe-

lich geringfügigen Modificationen, welche die griechischen Thierbilder allmählich in Indien erfahren hatten, in dieselbe übergegangen sind, als auch ferner die Mondstationen sich in ihr nicht in der alten chaldäischen, sondern in ihrer neuen mit Âçvinî beginnenden indischen Ordnung produciren: es erscheinen auch ferner die Planeten daselbst in ihrer indischen Neunzahl, insofern Kopf und Schwanz des Drachen, der als Sonne und Mond bedräuend gedacht wird, zu den übrigen sieben Planeten hinzugetreten sind. Da wir nun wissen [1], dafs schon zu Muhammeds Zeit der arabische Arzt Hareth, nachdem er seine Studien auf der persischen Akademie in Dschondi-Schapur gemacht hatte, nach Indien ging und sich von da zurückgekehrt an einer medicinischen Schule im glücklichen Arabien niederliefs, so könnte man, bei der innigen Verbindung von Medicin und Astrologie in jener Zeit, vermuthen, dafs auch schon damals der Grund zu dem Einflufs der indischen Astronomie auf die arabische gelegt ward: wir haben indefs die genaue Nachricht, dafs der Beginn desselben erst dem Jahre 772 angehört, in welchem Jahre ein Inder nach Baghdad kam, der die Kenntnifs des dem indischen König Phîghar (?) sein Entstehen verdankenden Sindhind, d. i. siddhânta mitbrachte und einen Abrifs desselben verfertigte, der auf Befehl des Chaliphen in das Arabische übersetzt ward: die Berechnung der kardadschât, d. i. kramadschyâ, sinus rectus, war darin u. A. auf das Genaueste gelehrt, es war also von ächt wissenschaftlichem, trigonometrischem Charakter. Es knüpften sich daran eine grofse Zahl verschiedener Werke zur Erklärung desselben, und, nachdem später auch des Ptolemaios *μεγιστη* übersetzt war, zur Vereinigung oder Lösung der beiderseitigen Diskrepanzen.

---

ciell Indisches entdecken — Spiegel indefs in der Z. der deutschen Morg. Ges. VI, 82—85 ist andrer Meinung, — auch kennt der Bundehesch nur sieben Planeten, und darunter den Saturn mit seinem chaldäischen Namen, Kevan. — Bei den Chinesen, die die Mondhäuser entweder schon in alter Zeit von den Chaldäern, oder erst von den Buddhisten erhielten, beginnen dieselben, wie bei diesen, mit Kṛittikâ.

1) S. Reinaud a. a. O. p. 310. 311.

Muhammed ben Musa, der Verfasser eines dieser Werke, führte aufserdem auch die indische Arithmetik, wesentlich nach dem System des Brahmagupta, bei den Arabern ein. Von Alkindi rühren mehrere Schriften über indische Astronomie her, die er zum Theil nach den Berichten eines von der Regierung nach Indien geschickten Reisenden verfafste. Altonûkhî reiste selbst nach Indien und brachte viele wichtige astronomische Anschauungen mit. Katkah oder Kankah (?), ein indischer Astronom, der nach Albîrûnî's Angabe am Hofe des Harun al Rashîd lebte, verfafste mehrere Schriften astronomischen und medicinischen Inhalts, die in das Arabische übersetzt wurden: letzteres geschah auch mit dem Buche Dschûdar (?) des Inders über die Nativitäten. Erwähnt werden noch Ardschabhar, d. i. Âryabhaṭṭa, sodann Arkand, d. i. ahargaṇa, Name einer Methode des Brahmagupta, ein Buch des Çandschahal (?) ferner über Nativitäten, und endlich ein Buch des Shânak (Çaunaka?) über Astronomie im Allgemeinen [1]. Die Spuren dieses indischen Einflusses zeigen sich auch in den lateinischen Uebersetzungen der arabischen Astronomen zur Genüge, insofern theils die Inder im Allgemeinen mehrfach darin erwähnt werden, theils speciell ein Kankaraf Indus, der mit jenem Katkah, Kankah, wohl identisch ist, citirt wird: es findet sich ferner auch ein Sanskritwort selbst, utschtscha hoch, von dem Höhenstande der Planeten gebraucht, in der allerdings ziemlich unkenntlichen Form aux, gen. augis in denselben vor [2], und es ist endlich der in ihnen und sonst noch mehrfach erwähnte Mittelpunkt der Erde Arim, Arin, identisch mit der indischen Stadt Udschdschayinî, durch die der erste indische Meridian geht, insofern nämlich deren arabischer Name Uzain in den vokallosen und unpunktirten Handschriften durch den Ausfall des Punktes über dem z in die Form arîn überging [3]. Die genaueste Kunde der indischen

1) S. Gildemeister script. Arab. de rebus Indicis p. (95) 109.
2) S. Reinaud a. a. O. p. 324. 25.
3) Nach Reinaud's scharfsinniger Vermuthung a. a. O. p. 373 ff. Auch bei den Arabern selbst behielt arîn jene Bedeutung der copula terrae.

Astronomie, wie der indischen Wissenschaft überhaupt, hat sich der Araber Albîrûnî erworben, der selbst, wie es scheint, in Indien, nämlich in Bîrûn, einer Stadt in der arabischen Provinz Sind, geboren war, jedenfalls wenigstens im Gefolge Mahmud's von Ghazna längere Zeit daselbst verweilte, und eine ganz ausgezeichnete Kenntnifs des Sanskrit besafs: seine Nachrichten über Indien in seinem 1034 verfafsten târîkh al Hind sind für uns ganz unschätzbar [1]: er übersetzte theils selbst einige Stücke aus dem Euklid und Almagest in das Sanskrit, theils aus diesem das laghudschâtakam, kurze Nativitätslehre des Varâhamihira in das Arabische, wie er auch aus dessen saṃhitâ, astrologischem Lehrbuch, eine grofse Zahl einzelner Stücke mittheilt.

Ebenso eifrig ward auch die indische Medicin von den Arabern studirt: aufser dem Suçruta und einem Werke des Tscharaka über die Gifte, die beide auf Befehl des Barmekiden Yahya übersetzt wurden, wird noch eine grofse Zahl indischer Aerzte sowohl als einzelner Werke aus den verschiedensten Branchen der Medicin namhaft gemacht [2], so u. A. Shânâq (Çaunaka?), Bâkhar (Vâgbhaṭṭa?), ein Buch, nidâna genannt, über die Zeichen von vierhundertundvier Krankheiten, sodann Bücher über Frauenkrankheiten [3], über Behandlung der Schwangeren, über Diätetik und die Qualität der Medicamente, über Wohlgerüche, über den Zucker [4], über Edelsteine, über Veterinärkunde, über Schlangen und ihre Gifte etc. Auch waren mehrere indische Aerzte am Hofe der Chaliphen in hohem Ansehen, besonders zur Zeit des Harun al Rashid, so Kankah, Mankah oder

1) Wir besitzen vor der Hand nur Auszüge daraus in dem bereits mehrfach erwähnten trefflichen Werke Reinaud's und in mehreren Artikeln desselben im Journal Asiatique: die Herausgabe des Textes ist zwar schon seit [nunmehr vier-] zehn Jahren versprochen, aber bis jetzt noch immer nicht erfolgt. — Ueber einen eigenthümlichen Umstand, die angebliche Nennung nämlich des Bhâskara (lebte 1114—90 circa) durch Albîrûnî habe ich in meinen Vorlesungen über indische Literaturgeschichte p. 231. 32 gesprochen.

2) S. Gildemeister a. a. O. p. 94 ff. [Flügel in Z. d. deutsch. morg. Ges. XI, 148—53.]

3) Von einer Inderinn, Namens Rûsâ oder Rûshâ, wohl einer Hebamme.

4) v. Hammer a. a. O. III, 292 übersetzt „über berauschende Getränke.“

Mankbah u. A. m. Wir finden denn auch die Inder, und insbesondere den Tscharaka noch bei Avicenna (Ibn Sina), Rhazes (Al Rasi) und dem jüngern Serapion (Ibn Serabi) mehrfach genannt, und durch die lateinischen Uebersetzungen dieser letztern drang ihr Ruhm auch zu den Aerzten des Abendlandes.

Es werden übrigens auch noch andere indische Schriften als zu dieser Zeit in das Arabische übersetzt angegeben, so ein Buch über Musik unter dem Titel Biyâphar, Frucht der Weisheit, d. i. vidyâphala, mehrere Bücher astrologischen Inhalts, sowie andre über Traumdeutekunst, über die Lehre von den Vorbedeutungen aus dem unwillkürlichen Gliederzucken, über die Kunst der Vorhersagung aus den Linien der Hände, Füſse, Stirn, und mögen wir hieraus wohl mit Sicherheit schlieſsen, daſs auch die indische Zauberei, Magie und Nekromantie ihr Contingent dazu geliefert haben wird.

Endlich ist auch die arabische Philosophie, wie sich von vornherein schon vermuthen läſst, nicht ohne Berührung mit der indischen geblieben: zwar kann ich für die ältere Zeit des Islam nur ein einziges Werk anführen, welches hiefür beweist, ein Buch nämlich der Definition der indischen Logik [1], aber die genaue, in den kleinsten Details erkennbare Verwandtschaft, welche zwischen dem Çûfismus, wie er sich besonders seit dem 12. Jahrhundert ausgebildet hat, und den indischen Sânkhya- und Yoga-Systemen besteht, läſst sich nicht bloſs aus Resten parsischer oder buddhistischer Anschauungen, die in den Islam übergegangen seien, erklären, sondern bedingt einen ganz speciellen Zusammenhang: so berichtet uns denn nun auch Albîrûnî, daſs er selbst das Sânkhya-Lehrbuch des Kapila und das Buch des Patandschali, das von der Befreiung der Seele aus den Banden des Körpers handle, also das Yoga-System desselben, in das Arabische übersetzt habe: der Schluſs liegt nahe, daſs dies die Grundbücher für den Çûfismus geworden sind, und

1) S. v. Hammer a. a. O. III, 350 not. no. 10 aus dem Kitâb al Fihrist.

haben sich an sie wohl auch noch manche andere Uebersetzungen angeschlossen, wofür das Beispiel einer im 12. Jahrhundert durch das Medium des Persischen in das Arabische übertragenen Schrift spricht[1], die Anbratkund, Born des Lebenswassers, d. i. amṛitakuṇḍa genannt wird, und die Yogadoktrin behandelt.

Wenn schon von den bisher aufgeführten Uebersetzungen manche erst indirect vermittelst des Persischen gemacht wurden, so hören in der folgenden Zeit auch diese mittelbaren Uebersetzungen in das Arabische fast gänzlich auf[2], und beschränken sich alle weiteren Uebersetzungen aus dem Sanskrit fast allein auf die persische Sprache. Es findet dies seine Erklärung darin, dafs ja überhaupt das arabische Element nunmehr aufhört, die Leitung des Islam zu führen, und andere, persisch-türkisch-tatarische, Stämme dieselbe übernehmen, deren Hofsprache das Persische war. In den schrecklichen fünf Jahrhunderten übrigens, welche für Indien seit dem ersten Einfall des Mahmud von Ghazna bis zur Erhebung der Dynastie der sogenannten Grofsmogul verstrichen, ist begreiflicher Weise für persische Uebersetzungen aus dem Sanskrit wenig oder gar nichts gethan worden; den einzigen Lichtblick fast in dem grauenhaften Dunkel der Verwüstung jener Zeit gewährt die 52jährige, segensreiche Regierung des Zain-ul-âb-ed-dîn in Kashmir (circa 1408—60), welches letztere Land überhaupt seiner geschützten Lage wegen verhältnifsmäfsig noch der meisten Ruhe genofs[3]. Dschainollâbha-

1) Diese Uebersetzung ist noch vorhanden, das indische Original aber fehlt: s. Gildemeister a. a. O. p. 115 ff.

2) Es werden sich wohl nur wenige Ausnahmen finden, so z. B. eine im Jahr 1381 gemachte Uebersetzung des dem Çâlihotra zugeschriebenen Buches über Veterinärkunde.

3) Hieraus, und aus der schon von Albîrûnî so hart getadelten Ruhmredigkeit der Inder, erklärt es sich auch, dafs in der einheimischen Geschichte dieses Landes sich nur so wenig Spuren über die ersten Einfälle der Moslims finden lassen; es sind deren indefs allerdings doch mehr vorhanden, als sich nach der Kalkuttaer Ausgabe erwarten läfst, und hat bereits Wilson auf mehrere aufmerksam gemacht; statt dussani oder mussuni, statt summuni und statt sussala wird wohl überall mussuli, wie die Moslims genannt werden, zu lesen sein. Gildemeister's Einwurf in der einen Stelle (IV, 515), dafs Moslims schwer-

dîna, wie er von seinem indischen Biographen genannt wird, liefs eine Menge Werke aus dem Sanskrit in das Persische, wie auch umgekehrt, übersetzen, so die Râdschataraṅgiṇî, einen Auszug der Mährchensammlung Vṛihatkathâ, Chroniken, Purâṇa und And.[1]; bei der auf ihn folgenden Zerrüttung des Reiches indefs wird wohl all dies spurlos verschwunden sein. Erst unter Akbar dem Grofsen (1556 bis 1605) und seinem weisen Minister Faizi kam wieder eine Zeit für literarische Arbeiten, und wurden z. B. das Mahâbhârata, die Râdschataraṅgiṇî, die Lîlâvatî und andere Werke in das Persische übertragen; Akbar war es, der den Gedanken einer allgemeinen, Moslims, Parsen, Hindu und Christen vereinigenden deistischen Religion fafste, ein Gedanke, der wenigstens nicht ohne Einflufs auf die Entstehung verschiedener synkretistischer Werke und Sekten geblieben ist; auch unter seinen Nachfolgern ward noch mancherlei in das Persische übersetzt, so besonders die 52 hauptsächlichsten Upanishad für seinen Urenkel Dâra Schakoh († 1658), dessen Lehrer Babu Lâl eine nach sich genannte deistische Sekte stiftete. Aufser jenen Uebersetzungen nun und dieser den Çûfismus zu neuem Leben erweckenden Richtung hat übrigens die persische Literatur an den Höfen dieser Fürsten von dem indischen Geiste auch sonst noch mannichfachen Einflufs erfahren; waren es ja doch zum nicht geringen Theil Inder selbst, die zu Moslims bekehrt oder als solche erzogen in persischer Sprache schrieben; besonders zeigt sich dieser indische Geist in der ganz eigenthümlichen Werthlosigkeit der meisten persischen Geschichtswerke dieser Zeit.

Blicken wir nun auf den Einflufs hin, den die seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts allmählich über fast ganz Indien

---

lich vor dem Schlafzimmer des Königs Dschayâpîḍa Wache gehalten haben werden, erledigt sich, wenn man dies als eitle Prahlerei fafst, ebenso wie bei Lalitâditya (IV, 144) die çâhimukhyâs (Shâh) als seine Diener angeführt werden; es sollte vielleicht jene Angabe den Gegensatz bilden zu der kurz vorher (IV, 397) berichteten Unterthänigkeit eines Vorgängers des Dschayâpîḍa gegen die Mlecha.

1) S. Dschainarâdschataraṅgiṇî I, 471 ff.

ausgedehnte Herrschaft der Moslims zusammt den wiederholten Einfällen der Mogolen auf Indien selbst ausgeübt hat, so erschrecken wir, wie überall, wo der Islam dauernd hingedrungen ist, vor der Verwüstung des Landes und vor der geistigen Versumpfung der Einwohner, die uns als Folge davon entgegentritt. Die völlige Umwälzung und Auflösung der alten Staatseinrichtungen und bürgerlichen Verhältnisse, die fanatische Verfolgung der indischen Religion und die gewaltsamen Bekehrungen zum Islam bewirkten zunächst, dafs das brahmanische Element sich aus Hindostan fast ganz zurückzog und nach dem Dekhan übersiedelte, der für diese ganze Zeit der Hauptsitz der indischen Literatur ward, wo z. B. die meisten Purâṇa zusammengestellt worden sind; auch die Colonien in dem indischen Archipel und in Hinterindien erhielten in dieser Zeit wohl frischen Zuzug[1]. Eine weitere Folge aber war, dafs im Gegensatze zu den Verfolgungen auch theils der Hafs und die Verachtung gegen alles Fremde zu fanatischer Wuth entflammte, theils, wo irgend noch Schutz sich bot, der Dienst der einheimischen Gottheiten und die Bewahrung des alten Glaubens und Rechts an innerer Kraft gewann; überall daher, wo sich ein Landstrich frei und unabhängig erhielt, erwuchs die Stellung der Brahmanen, als der gebornen Vertreter des Göttlichen, welche durch den Buddhismus und den Skepticismus der früheren Zeit hart beeinträchtigt worden war, wieder zu ihrem alten Glanze; die geistige Kraft des Volkes war eben völlig gebrochen, und es fiel somit dem Aberglauben in einer krasseren und entsittlichenderen Gestalt zur Beute, als dies je bisher der Fall gewesen war; wunderbar in der That und wohl nur den vortrefflichen Naturanlagen der Inder zuzuschreiben ist es, dafs der Götterdienst, wie er sich nunmehr entwickelte, und wie er grofsentheils jetzt noch besteht, nicht noch verderblicher auf sie gewirkt hat. Nur in denjenigen Landstrichen, die ganz von den Moslims besetzt waren, und

1) Von einer Auswanderung indischer Stämme nach Westen hin, die jedenfalls mit den Verheerungen der Moslims oder der Mogolen zusammenhängt, haben wir noch jetzt lebendee Zeugnifs in allen Ländern Europa's, die Zigeuner nämlich.

in denen nach dem Verrauchen der ersten Verfolgungswuth die Ruhe des Besitzes, so weit es die Einfälle der Mogolen zuliefsen, eingetreten war, machte sich allmählich der monotheistische Einflufs des Islam in der Weise geltend, dafs sich deistische Sekten bildeten, mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Moslims und die Hindu in dem Glauben an Einen Gott zu vereinen, so zuerst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Sekten der Kâbir-Panths und der Sikhs, denen dann bis noch in die neueste Zeit hinein viele andere gefolgt sind; über die Bemühungen Akbar's in dieser Beziehung habe ich bereits gesprochen. Im Uebrigen zeigt sich ein unmittelbarer Einflufs der fremden Kultur auf die einheimische charakteristisch genug nur in der Astrologie, die fortab sogar mit dem Namen tâdschika, tâdschaka, d. i. arabisch, benannt wird [1]. Derselbe Alkindi, der seinerseits im 9. Jahrhundert mancherlei über indische Astronomie und Arithmetik geschrieben hatte, ward nunmehr im 15. Jahrhundert umgekehrt unter dem Namen Khindhi, Khindaka, für die Inder selbst Auctorität, die seine Schriften, wie die seiner Genossen und Nachfolger [2], studirten und übersetzten; neben die aus der früheren Periode herrührenden griechischen Kunstausdrücke traten nunmehr für die neuen Begriffe auch neue arabische termini technici, so z. B. mukâriṇâ, mukâvilâ, muçallaha, muthaçila, mûsarîpha, munthahâ, ikkavâla, kamvûla, gairikamvûla, induvâra etc. [3]. Aufser diesen

1) Dieser Name ist entlehnt von dem des arabischen Stammes Tai, mit dem die Perser zuerst in Berührung gekommen zu sein scheinen; tâzi ist das persische Wort für arabisch, das auch zu den Chinesen in derselben Bedeutung überging. — Tâdschika heifst in der Dschainarâdschataraṅgiṇî I, 500 ein arabisches Rofs: Tâdschibhaṭṭa ist der Name eines Fürsten daselbst.

2) Die von den Indern angegebenen Namen derselben lassen sich indefs nicht auf bekannte Persönlichkeiten zurückführen, es sind die folgenden: Khatta, oder Khattakhutta, Khuttîrya, Romaka und Hillâdscha; der Name des letzteren kommt allerdings bei den arabischen Literarhistorikern vor, aber nicht als der eines Astronomen.

3) S. Indische Studien II, 263 ff. Ziemlich gleichzeitig wurden die arabischen Astronomen auch in das Lateinische übersetzt, für die europäischen Astrologen des Mittelalters, und so kommt es, dafs wir bei diesen zum grofsen Theil dieselben arabischen Kunstausdrücke finden, als bei den Indern; ja viele derselben kannte man bisher nur aus jenen lateinischen Uebersetzungen, da arabische Texte über Astrologie nicht gedruckt sind und die Lexica nur wenig bieten.

Kunstausdrücken nun, und einigen Titeln wie **hamîra** Emîr, **mallika** Malik, **çâha** Shâh, **khâna** Khan etc. sind übrigens in das Sanskrit nur wenige Fremdwörter aufgenommen worden, die meisten natürlich in die Chroniken, wo wir z. B. **madscheda** Moschee, **madresa** Schule, **khâtona** Prinzessin u. A. [1] vorfinden; desto bedeutender aber ist der Einflufs der fremden Sprachen auf die neueren indischen Dialekte, Hindostans insbesondere, gewesen, deren lexikalischer Vorrath oft zu einem guten Drittheil daraus entlehnt ist.

Wir haben endlich schliefslich noch in kurzen Zügen den neu-europäischen Einflufs auf Indien zu schildern, wobei wir den Einflufs, den die Handelsverbindungen mit Indien und die dortigen Niederlassungen ihrerseits auf Europa ausgeübt haben, hier billig bei Seite lassen. Wir können leider nicht sagen, dafs der europäische Verkehr auf die indischen Verhältnisse von günstigem Einflusse gewesen sei: Fanatismus und geldgierige Habsucht, die beiden Haupttriebfedern desselben, sind eben keine passenden Civilisationselemente.

Im Jahre 1498 war es, wo **Vasco de Gama** zuerst nach glücklicher Umschiffung des Cap der guten Hoffnung in dem Hafen von Kalikut an der malabarischen Küste landete; von da ab nahm die Macht der Portugiesen durch ihre Tapferkeit in kurzer Zeit einen gewaltigen Aufschwung, aber ihre fanatische Grausamkeit und beispiellose Treulosigkeit trug ihnen bittern Hafs ein, so dafs die Holländer, die 1595 zuerst nach Indien kamen, bei den indischen Fürsten der Westküste bereitwillige Unterstützung gegen sie fanden, mittelst deren es ihnen dann auch von 1658 ab gelang, sie aus ganz Malabar mit Ausnahme von Goa zu vertreiben. Die gegenseitige Handelseifersucht der Europäer — zu Portugiesen und Holländern traten seit 1600 die Engländer, seit 1604 die Franzosen, seit 1612 die Dänen [2], — die zu vollständiger Bar-

1) Hieher gehört auch der in den indischen Chroniken der islamischen Zeit so häufige Ausdruck „zu den himmlischen Jungfrauen gehen“ für „in der Schlacht fallen“, in welchem der Einflufs des Qorân schwerlich zu verkennen ist. S. Indische Studien III, 146.

2) Auch eine vom deutschen Kaiser privilegirte Handelsgesellschaft, deren

barei ausartete, füllt auch noch die folgenden beiden Jahrhunderte aus und hat zu mörderischen Kriegen und zu scheufslichen Gräueln Veranlassung gegeben, wobei die Dänen allein eine vortheilhafte, freilich durch ihre geringere Macht bedingte Ausnahme machen. Den Indern selbst gegenüber glaubten sich die europäischen Kaufleute, Beamten und Soldaten nun vollends Alles erlaubt, Mord, Wollust, Erpressung, Treubruch und Verrath und es ist bezeichnend genug, dafs die Syphilis, die sie zuerst in Indien einführten[1], davon den Namen phiraṅgiroga, Frankenkrankheit, erhalten hat, ein Name, der übrigens offenbar durch moslemische Einflüsse vermittelt ist. Es ist den Indern daher wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie zu einer Religion, deren Bekenner ihnen in einem so schandbaren Lichte erscheinen mussten, kein Vertrauen fassen konnten; an seinen Früchten konnten sie hier wahrlich das Evangelium der Liebe nicht erkennen, und diesem Umstande ist es wohl noch mehr als dem den Indern allerdings ganz unbegreiflichen Dogma von der Trinität zuzuschreiben, dafs weder die Bemühungen der Jesuiten, unter denen sich zum Theil sehr würdige, einsichtsvolle Männer gefunden haben, noch die der dänisch-deutschen Missionare (seit 1705) irgend von Erfolg gewesen sind; die Lehren der Geistlichen wurden ja fortwährend durch die Schandthaten ihrer christlichen Glaubensgenossen auf das Härteste Lügen gestraft. Auch die Engländer sind von diesen Vorwürfen nicht auszunehmen; ihre ganze ungeheure Macht ist nur durch eine jedes Rechtsgefühl empörende, hinterlistige und treulose Politik möglich geworden, und auch jetzt noch, nachdem in den letzten 80 Jahren ihr Scepter sich über ganz Indien ausgedehnt hat und wesentliche Reformen in der inneren Verwaltung vorgenommen sind, haben sich gewifs noch mancherlei arge und schwere Mifsbräuche erhalten.

---

Sitz in Ostende war, hat es eine Zeitlang gegeben (seit 1717), ihr wurde aber bald (1726) der Garaus gemacht; nicht besser ging es der schwedischen Compagnie (seit 1731) und der preufsischen in Embden (seit 1751).

1) Als Gegengeschenk für die Pocken, die Europa in früherer Zeit aus Indien erhalten zu haben scheint, s. Wise, commentary on the Hindu system or medicine p. 238—39 (Calcutta 1845).

Und dennoch müssen wir dem indischen Volke Glück wünschen, dafs ihm endlich nach achthundertjähriger Unterdrückung durch fremde und einheimische Despoten der Segen eines geordneten Rechtszustandes, eines allseitigen Friedens, und einer allmählichen Erziehung durch die recht eigends zur Civilisirung der Welt berufene anglo-saxonische Raçe, die Apostel der Humanität, zu Theil geworden ist. Schon jetzt beginnt sich als unabänderlich erste Bedingung zu einem glücklichen Fortschreiten der materielle Wohlstand des Landes höchst wesentlich zu heben; denn wenn auch die englische Fabrikindustrie allerdings vielen einheimischen Handwerken und Beschäftigungen den Todesstofs gegeben hat, so sind doch die natürlichen Hülfsmittel so grofs und unerschöpflich, dafs sich neue Erwerbsquellen mit Leichtigkeit darbieten; spricht man doch jetzt schon von einer Eisenbahn, die, mitten durch das Land gelegt, Kalkutta und Bombay, die östliche und westliche Küste verbinden soll [1]. Der Hafs gegen die Fremden macht denn auch bei den Eingebornen, den Wundern der europäischen Cultur und dem Gefühle der Sicherheit gegenüber, allmählich der ehrerbietigen Scheu und dankbaren Zuneigung Platz; ihr Staunen erregt, was die europäische Philologie bereits für ihre Literatur gethan hat, und es ist kein Zweifel, dafs besonders die neuerdings ins Werk gesetzten Publikationen

[1] Auf dem Wege von Kalkntta nach Benares sind jetzt bereits c. 250 engl. Meilen Eisenbahn fertig. Ihre Benntznng durch die Inder ist eine sehr lebhafte, und da in den Waggons keine Rücksicht auf die Kasten genommen wird, sondern Brahmanen nehen die untersten Classen des Volkes zn sitzen kommen, so wirkt dies nngemein auf Erschütterung der Kasten-Vorurtheile hin. — Sehr viel ist anch von dsn neuen Schulen zn hoffen, welche jetzt überall im Entstehen sind, um den Kindern die Elemente der europäischen Civilisation einznprägen, gewifs der richtigste Weg zur Beseitigung des thörichten Aberglaubens, der hei der älteren Generation einmal nicht gut zu tilgen ist. — Ein Haupthindernifs einer gedeihlichen Entwicklung bleibt freilich auch dann noch, die frühen Heirathen nämlich, durch welche theils den Knaben vom 10ten, 12ten Jahre ab die Manneskraft zu früh entschwindet, theils die häufig bereits vom vierten Jahre ab verheiratheten Mädchen so vielfach, wenn ihre angeblichen Gatten vor der wirklichen Hochzeit noch sterben, zu frühzeitigem Wittwenthum, resp. da eine Wiederverheirathung ihnen durch die thörichte, auch hierin dem alten Gebrauch widersprechende Sitte nicht erlauht ist, zu liederlichem Leben verurtheilt sind. Die englische Regierung würde sich ein grofses Verdienst erwerben, wenn sie durch einen Machtspruch alle Verheirathnngen vor wirklich erreichter Mannharkeit beider Theile für die Znkunft verböte: bestehen dergl. Verhote doch auch, und mit Recht, hei nns in Europa!

und Erklärungen ihrer heiligen Schriften, der Veda, berufen sind, dereinst ihrem jetzigen verrotteten Gottesdienst gegenüber eine der Luther'schen Bibelübersetzung analoge Stellung einzunehmen, den Geist der religiösen Kritik zu wecken, und so mit der Zeit dem noch herrschenden traurigen Zustande religiöser Versumpfung ein Ende zu machen; ob dabei die christliche Mission gewinnen wird, wie deren Vertreter so gern glauben, oder ob sich aus einer verjüngten Erkenntnifs der eigenen uralten Anschauungen dieselben zu neuem Leben gestalten werden, bleibt der Zukunft überlassen: die durch den edlen Ram Mohun Roy zu letzterem Zwecke gestiftete tattvabodhinî sabhâ, „wahrheitsforschende Gesellschaft", scheint leider trotz vieler vortrefflichen Publikationen[1] im Sinne des vedântischen Monotheismus sich bis jetzt noch keines grofsartigen und nachhaltigen Erfolgs zu erfreuen und den davon gehegten Erwartungen wenig zu entsprechen.

1) Eine der neueren trägt z. B. den Titel ekam evâdvitiyam, parameçvarera mahimâ „das Alleinige, Zweitlose (Absolute), oder die Hoheit des höchsten Herrn."

# ÜBER DEN SEMITISCHEN

# URSPRUNG DES INDISCHEN ALPHABETS.

GESCHRIEBEN IM AUGUST 1855.

Ulr. Fr. Kopp, der geniale Begründer der neuern Palaeographie, war es, der in seinem trefflichen Werke „Bilder und Schriften der Vorzeit“ Band II (Mannheim 1821) p. 348 ff. zuerst auf die Möglichkeit einer Zurückführung des Devanâgarî auf semitischen Ursprung aufmerksam machte. Freilich drückt er sich nur sehr zaghaft aus[1], insofern ihm die gewaltigen Veränderungen, welche die indische Schrift durchgemacht haben muſs, ehe sie eben zu der jetzigen Devanâgarî-Form gelangen konnte, jede unmittelbare Vergleichung mit der phönicischen Schrift auf das Entschiedenste widerriethen, aber er wagt es trotz dessen (p. 374) fünf phönicische Zeichen mit entsprechenden Devanâgarî-Buchstaben zu vergleichen, und es ist gewiſs kein geringes Zeichen seines genialen Scharfblickes, daſs darunter wirklich vier sind, k, g, ch (tsch), und t, bei denen er Recht hat. Wenn er hierauf fortfährt: „Gesetzt aber auch die phönicische und indische Schrift könnten zu einem Stamme gezählt werden, so würde nach dem, was ich über die Veränderung der letztern oben

1) „Schon die Stellung der Schrift (von Links nämlich nach Rechts), die Verbindungsart der Consonanten mit den Vokalen, die Gestalt und Menge der Schriftzeichen, selbst die verschiedenen dadurch ausgedrückten Töne — alles dies müſste uns Grauen erregen, wenn Jemand von den indischen Schriften den semitischen Ursprung darzuthun sich unterfangen wollte. Demohngeachtet ist es aber möglich, daſs Semiten auf die eine und die andere der vielen indischen Schriftgattungen eingewirkt haben, theils kann dies durch die Nachbarschaft angrenzender Länder geschehen sein, theils durch mancher Fremden, welche sich semitischer Schrift bedienten, Aufenthalt in Indien selbst.“

(p. 369) bemerkt habe, es jetzt doch kaum mehr möglich sein, eine Gleichheit wieder aufzufinden“, so hebt er diese Bemerkung doch durch die unmittelbar folgenden Worte wieder auf: „indessen hat unsre deutsche Schrift, mit welcher ich hier eben drucken lasse, noch weniger Aehnlichkeit mit der phönicischen, und doch läſst sich klar beweisen, daſs sie aus derselben durch mehrere Stufen hervorgegangen.“ Diese Stufen nun sind seitdem auch für das Devanâgarî gefunden worden.

Nach Kopp hat R. Lepsius in seiner Schrift „Paläographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen“ (datirt Paris Januar 1834) die Schriftzüge des Devanâgarî auf ihre ursprünglichen Formen zu reduciren gesucht. So geistvoll nun dieses Schriftchen auch in sprachlicher Beziehung, so bedeutungsvoll es für die Lautgeschichte auch ist, so kann es doch in paläographischer Hinsicht nur als ein vollständiger Fehlgriff bezeichnet werden. Der Verf. hat nämlich die jetzige Form der Buchstaben, und zwar diese nicht einmal nach dem Usus der Handschriften, sondern nach dem A. W. v. Schlegel'schen Typen-Schnitt zur Basis seiner Untersuchungen gemacht! und ist so zu paläographisch natürlich höchst sonderbaren, ob auch sprachgeschichtlich für die betreffenden Laute oft höchst interessanten und wichtigen Resultaten gelangt. Wunderbar, daſs nach Kopp's Worten (a. a. O. p. 369) hierüber noch dreizehn Jahre später ein solcher Miſsgriff möglich gewesen ist!

Auch in einer zweiten Abhandlung von Lepsius „über die Anordnung und Verwandtschaft des Semitischen, Indischen, Aethiopischen, Alt-Persischen und Alt-Aegyptischen Alphabets“ (datirt Paris März 1835) ist von paläographischem Fundament nicht die Rede: es stützt sich dieselbe vielmehr, was das Indische betrifft, lediglich auf die vierzehn sogenannten çivasûtra, ein Buchstabenverzeichniſs, welches dem grammatischen Lehrbuch des Pâṇini vorausgeschickt wird und in dessen Anordnung der Verf. einen Rest der von ihm als ursprünglich aufgestellten systematischen Reihenfolge

des semitischen Alphabets findet, während dieselbe in der That rein in dem System und der geflissentlichen Wortkargheit der indischen Grammatiker ihren Ursprung hat, resp. was auch bereits E. Burnouf dem Verf. selbst darthat (p. 45. 46), nur dem Zwecke dient, die Bildung der grammatischen pratyâhâra, d. i. Zusammengruppirungen der unter einander verwandten Buchstaben, zu ermöglichen [1]. Wohl aber finden sich auf p. 78 dieser ebenfalls sonst höchst bedeutsamen Schrift bei Gelegenheit der Untersuchung darüber, ob das äthiopische Alphabet sich unter indischem Einflusse ausgebildet habe, die leider nur sehr kurzen Worte, „dafs auch sämmtliche Sanskritfiguren auf die semitischen zurückzuführen sind, leidet für mich keinen Zweifel."

Die Zeit für wirklich paläographische Untersuchungen über das Devanâgarî begann erst mit James Prinsep's, unsterblichen Andenkens, Entzifferung der ältesten Form des indischen Alphabets, von der alle übrigen indischen Schriften ausgegangen sind, im sechsten Bande des Journal of the Asiatic Society of Bengal 1837 p. 461 ff. Vorbereitet war dieselbe durch verschiedene Abhandlungen von ihm selbst sowohl als von W. H. Mill und W. H. Wathen über die intermediären Stufen zwischen jener ältesten Form und dem heutigen Devanâgarî, so wie anderen Abzweigungen der indischen Alphabete. War nun Prinsep, bereits ehe er noch diese älteste Form entziffert hatte, schon durch eine spätere dergl. (in den Inschriften der Gupta-Könige) in einer früheren Nro. desselben Bandes jenes Journals p. 377 ff. zu einer speciellen Vergleichung derselben mit dem griechischen Alphabete geführt worden (p. 390 ff. pl. 24), und dadurch zu dem Resultate: „that the oldest Greek was nothing more, than Sanscrit turned topsy turvy", insofern es ihm unmöglich schien, „that so constant and so close a conformity of the alphabetical symbols of two distant nations should exist without affording demonstration of a common origin", so ward diese Ueberzeugung

[1] vgl. auch M. Müller, Ṛik-Prâtiçâkhya pag. X, Zeile 20.

bei ihm durch jenen Fund noch fester, und wir finden deshalb auf der pl. XIII (und XIV) des siebenten Bandes 1838, welche die „Modifications of the Sanskrit Alphabet from 543 B. C. to 1200 A. D.“ enthält, die „greek resemblancies“ ausdrücklich in erster Reihe aufgeführt[1]. Auffallend ist es nun allerdings, dafs ein Mann wie Prinsep sich hiemit beruhigen konnte und nicht vielmehr durch seine eignen oben angeführten Worte von dem nöthigen common origin der beiden Alphabete dahin geführt ward, eben diesem in dem phönicischen Alphabete nachzuspüren. Es fehlte diesem hochverdienten Manne freilich eben bei allem seinem immensen paläographischen Genie und bei all seiner wirklich fabelhaften gleichsamen Intuition über die gegenseitigen Verhältnisse der indischen Alphabete doch die eigentliche philologische Sicherheit und historische Kritik. Beweis dafür ist z. B. auch gleich hier seine eben angeführte sonst treffliche Tafel über die allmälige stufenweise Entwicklung des indischen Alphabets von der ältesten Form aus. Statt nämlich diese letztere, wie eben historisch sicher ist, in die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. zu versetzen, setzt er sie ohne Weiteres um drei Jahrhunderte älter an: hören wir ihn selbst seinen Grund dazu angeben: „I begin with the sixth century before the Christian era, because I suppose, that the alphabet, which we possess, as used by the Buddhists of a couple of centuries later, was that, in which their sacred works had been written by the contemporaries of Buddha himself, who died in the year 543 B. Chr.“ Dies ist in der That stark!

Die Prinsep'sche Auffassung nun, dafs „the oldest Greek was nothing more than Sanscrit turned topsy turvy“, fand begreiflicher Weise bei unsern Philologen wenig Anklang. Ottfr. Müller in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1838 p. 252 zog daraus, unter gleichzeitiger vollständiger Anerkennung der bestehenden Aehnlichkeit, gerade das umgekehrte Resultat:

1) Und zwar für k, g, j (Σ!), ṇ, t, th, dh, p, ph (φ!), b, m, y, r, l, s (von P. selbst mit ? versehen).

„wenn die Verwandtschaft des alten Nagari mit dem griechischen Alphabete enger ist, als daſs sie durch gemeinsame Abstammung aus dem Phönicischen erklärt werden könnte, wird man dann zu dem Schlusse gedrängt, daſs es die Griechen gewesen, welche dieses Alphabet den Indern zugebracht haben und folglich die Götterschrift der Braminen nicht älter als Alexander ist.“ Diese letztere Ansicht nun als nichtig zu erweisen, ward Chr. Lassen in seiner Abhandlung zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige p. 167—70 (1838) nicht schwer: er erklärt indeſs zugleich die ganze von Prinsep gefundene und von O. Müller approbirte Aehnlichkeit für „Täuschung“, ohne sich irgendwie auf den von Letzterem selbst dargebotenen Ausweg der „gemeinsamen Abstammung aus dem Phönicischen“ einzulassen. Auch berührt Lassen an diesem Orte noch nicht, wie er dann später ausführlich gethan, die Beweise, welche aus den Nachrichten der Griechen selbst für das Bestehen indischer Schrift zu Alexander's Zeit vorliegen. Nach Nearch's Erzählung nämlich berichtet Strabo XV, 1, 68 ausdrücklich, daſs die Inder ihre Briefe auf hartgeschlagenem Baumwollenzeuge schrieben, *ἐπιστολὰς δὲ γράφειν ἐν σινδόσι λίαν κεκροτημέναις*: wenn nach Andern ibid. sie sich der Buchstaben gar nicht bedienten, *γράμμασιν αὐτοὺς μὴ χρῆσθαι*, so ist dies ein reines Miſsverständniſs, wie sich aus ibid. §. 53 ergiebt, wo diese selbe Angabe, *οὐδὲ γράμματα εἰδέναι αὐτούς*, nach Megasthenes' Aussage wiederholt wird, jedoch in einem ganz andern Zusammenhange, insofern nämlich hienach unter *γράμματα* nicht die Schriftzüge, sondern juristische Schriftstücke oder geschriebene Gesetze zu verstehen sind, deren Mangel bei den gerichtlichen Verhandlungen Megasthenes als einen Beweis für die Einfachheit und Rechtlichkeit der Inder anführt, ebenso wie dieselben weder Unterpfänder noch Siegel (noch schriftliche Verträge s. Ailian IV, 1) brauchten. Der Gebrauch der Schrift wird überdem von Megasthenes selbst kurz vorher bei Strabo ibid. §. 50 für die Meilensteine bezeugt, welche auf den Landstraſsen alle zehn Stadien standen: *τὰς ἐκτροπὰς καὶ τὰ δια-*

*στήματα δηλοῦσαι* (s. Schwanbeck Megasthenes p. 51. 113. 126). Nach Curtius 8, 9 (libri arborum teneri haud secus quam chartae literarum notas capiunt) scheint man sich auch des Bastes verschiedener Bäume als Schreibpapier bedient zu haben. Wenn man somit nicht des Zeugnisses der Felseninschriften des Piyadasi (Açoka) bedarf, um den Gebrauch der Schrift bei den Indern für das dritte Jahrhundert a. Chr. zu beweisen, sondern die Zeugnisse der Begleiter und unmittelbaren Nachfolger Alexander's dafür schon vollständig ausreichen, so steht es doch in der That schlimm damit, dergl. oder noch ältere Zeugnisse und Beweise dafür aus der einheimischen Literatur der Inder selbst beizubringen. „Das hohe Alter der Grammatik und der in dieser gelehrten, genauen Schreibweisen der Vedatexte“ ist für den frühen Gebrauch der Schrift noch kein vollgültiger Beweis, wie Lassen Indische Alterthumskunde I, 840 annimmt, denn theils ist dieses „hohe Alter“ für Pâṇini wenigstens noch sehr unsicher, und auch für die prâtiçâkhyasûtra (die vedischen Grammatiken) schwerlich viel höher zu setzen, als die vorhandenen Inschriften reichen, theils ist ja vor Allem noch nachzuweisen, dafs es sich in diesen letztern Werken wirklich bereits um „Schreibweisen“ handelt und nicht blos um Recitations- und Memorir-Weisen. Alle Ausdrücke wenigstens, die ich daraus für Vedastudium kenne, führen nur auf Sprechen und Repetiren zurück, keiner auf Schrift, und man könnte füglich behaupten, dafs wenn die Schrift für die heiligen Texte im allgemeinen Gebrauche gewesen wäre, man sich mit ihrer genauen Ueberlieferung nicht so unsägliche Mühe gegeben haben würde, als man thun mufste, so lange eben nur mündliche Tradition sie von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte [1]. Eine genauere Kenntnifs der prâtiçâkhya, als diese bis jetzt möglich gewesen ist, wird uns allein darüber Aufschlufs

1) Hat ja doch der ausdrücklichen Angabe der nördlichen Buddhisten nach trotz all ihrer Benutzung der Schrift zu monumentalen Zwecken die erste schriftliche Redaktion auch ihrer heiligen Schriften erst unter Kanishka's Regierung im 1. Jahrhundert p. Chr. stattgefunden, s. Schiefner im Bulletin der K. Russ. Akad. der Wiss. Sept. 1853 p. 168.

geben, ob sie sich eben noch nur auf mündliche Tradition oder bereits auf schriftlich bestehende Texte beziehen [1]: denn auch unter den mir bis jetzt daraus bekannten Regeln oder Bezeichnungen für grammatische Beziehungen ist keine einzige, die das Bestehen der Schrift als nothwendig voraussetzte und auf sie unbedingt zurückwiese. Das Wort repha zur Bezeichnung des r (so wie riphita, mit r versehen) ist allerdings eigenthümlich genug, insofern es jedenfalls mit √ riph verletzen, ripra bös, ripu Feind zusammengehört, und sich dafür auch noch später (vergl. Wilson sub voce) ebenso wie für die Nebenform rephas die Bedeutung low, vile, contemptible bewahrt hat: darin könnte nun eine Beziehung auf die graphische Anschmiegung des r an folgende oder vorhergehende Consonanten gesucht werden, indefs genügt wohl auch einfach die Beziehung auf die lautliche Schwäche und Unselbständigkeit dieser Liquida (der häufige Wechsel mit l, d, s, ḥ u. s. w.), die den indischen Grammatikern ebenso wenig, wie unserm scharfsinnigen Lepsius entgangen ist (Palaeogr. p. 40).

Wie sich nun diese letzte Frage auch noch entscheiden mag, der Charakter der indischen Schrift in ihrer ältesten, vorliegenden Form aus dem 3. Jahrhundert a. Chr. bietet nichts wesentlich Monumentales mehr dar; und wenn auch der spätere Gebrauch der √ likh eig. „einritzen", dann „schreiben" zu

1) R. Rotb „zur Lit. u. Gesch. des Veda" p. 86 scheint sich allerdings für letztere Auffassung zu erklären, da er von „Lesung" und „schriftlicher Befolgung", so wie „Schreibeweisen" spricht: ebenso p. 16 ff. Oder sollten diese Ausdrücke etwa nur nngenan und eine Art ὕστερον πρότερον sein? — Im Vâjasaneyi-prâtiçâkbya IV, 9, 14 wird von dem kramapâṭba, welcher das Besteben der beiden andern pâṭha, des saṃhitâpâṭha und padapâṭha, voraussetzt, ausdrücklicb angegeben, dafs er „smṛitiprayojanaḥ" sei, oder wie W. Pertscb im Upalekha, proleg. p. XIV, dies übersetzt, sein Nutzen und Zweck darin bestebe: „quod memoriam adjnvet in ediscendis ac tenendis hymnis Vedicis." Hier ist unter: pâṭha also entschieden die Memorir- und Recitir-Weise nicbt die Schreibweise verstanden. S. auch Ind. Stud. III, 253. — [M. Müller hat nenerdings, in der Vorrede zu seiner bei Brockhaus erscheinenden Ausgabe der Ṛiksaṃhita die oben aufgestellte Frage mit Bestimmtheit dabin entschieden, dafs es „nie der Zweck des Prâtiçâkbya gewesen sei, Regeln über die Schreibung des Rigveda zn geben", dafs es „mit keiner Silbe auf einen gescbriebenen Text binweise": sein Zweck sei vielmehr einzig der, Regeln für die Ansspracbe zn geben.]

einer dergl. Annahme von bloſs monumentaler Verwendung der Schrift zur Zeit desselben verleiten könnte, so steht doch dem theils die Analogie des scribere γράφειν selbst, theils das Faktum entgegen, daſs sich gerade die Edikte des Piyadasi ausdrücklich als dhammalipi bezeichnen, ein Wort, welches auf √ lip ungere, also auf mit irgend einer Dinte gemalte Buchstaben hinweist und damit eo ipso auf wirklich kurrenten[1] Gebrauch (vergl. auch die yavanânî lipiḥ im vârttika zu Pâṇini IV, 1, 49). Das bei Pâṇini zuerst gebrauchte Wort grantha, Heft, führt uns jedenfalls auf handschriftlich vorhandene Werke; weniger sicher ist dies für das schon früher nachweisbare Wort sûtra pr. Faden, Band, das eben auch einen ganz abstrakten Sinn (Leitfaden) haben könnte (s. meine Akad. Vorles. über ind. Lit. Gesch. p. 14).

Daſs nun übrigens die indische Schrift einer ziemlich langen Zeit bedurft hat, um sich aus den wenigen semitischen Zeichen heraus zur Bezeichnung aller der zahlreichen dem Sanskrit eigenen Laute und in so ganz eigenthümlicher Weise zu entwickeln, wie dies geschehen ist, liegt auf der Hand, und in so fern läſst es sich erklären, wenn Lassen Ind. Alt. I, 840 (1847) gar behauptet: „Für die alten Inder müssen wir auch die Erfindung der ihnen eigenthümlichen Schrift in Anspruch nehmen", obwohl „Erfindung" allerdings etwas zu viel besagt. Und wenn Lassen dann weiter zufügt: „in den Figuren zeigt sich keine Aehnlichkeit mit denen der übrigen Alphabete", so ist diese strikte Negation[2] der von Prinsep nachgewiesenen Berührungen mit dem griechischen Alphabet eben nur ein Zerhauen des Knotens. Wir stellen uns im Folgenden eine doppelte Aufgabe, theils nämlich die dem semitischen Alphabete entsprechenden Zeichen des indischen nachzuweisen, theils ferner die Entstehung der übrigen indischen

1) Denn von der Sitte „depingendi etiam literas in lapide incisas" (Franz, elem. epigr. graec. p. 36) ist hier keine Spur.

2) In der Ztschr. f. d. Kunde d. M. III, 172 (1840, also später als die Abh. zur Gesch. der Griech. u. Indosk. K.) hieſs es wenigstens nur: „Eine wirkliche Verwandtschaft etwa mit der altphönicischen (Schrift) ist dem Ref. noch entschieden problematisch."

Zeichen aus einander, resp. aus den vorigen zu erklären. Wir schicken dieser Untersuchung indefs erst noch ein paar Worte darüber voraus, weshalb überhaupt und in welcher Weise ein semitischer Einflufs dieser Art auf die indischen Ârier als möglich gedacht werden kann.

Die Ârier sind einer ungefähren und gewifs nicht zu hoch gegriffenen Berechnung nach etwa im 15. Jahrhundert v. Chr. noch im Pendschâb ansäfsig gewesen[1]. Dorthin führen uns mehrere der im Ṛigveda enthaltenen Lieder als nach dem Schauplatz ihrer Entstehungsmöglichkeit. In ihren dortigen Sitzen nun standen sie noch in entschiedenem Zusammenhange mit dem Handelsverkehr der alten Welt. Nach Lassen's so wahrscheinlicher Vermuthung ist das Land der Abhîra an der Mündung des Indus das Ophir, von wo die Phönicier zu Salomo's Zeit längs des arabischen Meerbusens dahinziehend ihre kostbaren Waaren holten. Die Verbindung mit den Reichen in Mesopotamien längs des persischen Meerbusens, die ja noch viel näher lag, wird also auch schwerlich je unterbrochen gewesen sein. Die Erwähnungen im Ṛigveda von Schiffsfahrten und von Rettung aus Schiffbruch und Meeresnoth weisen andrerseits darauf hin, dafs auch die Inder sich auf dem Meere, samudra, wohl zu tummeln verstanden, und ist es schwerlich gerathen, wie man gewollt hat, hier unter samudra blofs den Himmelsocean und in jenen Ausdrücken einfache Allegorieen zu erkennen. Für anderweitige direkte, wenn auch nur zeitweise Berührungen mit Assyriens Herrschern scheinen sich neuerdings von Ninive her noch ganz unverfängliche Data in Aussicht zu stellen. Die Eintheilung der Mondbahn in 27 (28) Mondhäuser ist entschieden entweder babylonischen oder indischen Ursprungs, unmöglich kann sie von beiden Völkern unabhängig von einander gemacht worden sein. Da wir nun für die Inder jener Zeit durchaus keine irgend welche besondere astronomische Fertigkeit in Anspruch

1) Vergl. meinen Vortrag „die neuern Forschungen über das alte Indien“ (1854) p. 22. 23. 35. [oben p. 14—16. 26.]

nehmen dürfen, so ist wohl kein Zweifel darüber, wer hier der entleihende Theil war. Anzunehmen, daſs die Inder diese Mondbahntheilung bereits bei ihrer Einwanderung nach Indien aus ihren früheren den Semiten benachbarten Sitzen mitgebracht hätten, wie man dies wohl für die mythologischen Berührungen in Bezug auf die Fluthsage, die Vorstellungen vom Paradiese (der brahma-Welt in der Kaushîtaki-Up.) u. dergl. anzunehmen hat, verbietet uns das astronomische Datum jener Eintheilung, welches uns nach einer durchschnittlichen Berechnung etwa in das Jahr 1400 a. Chr. hinaufführt[1]: und in dieser Zeit hatten die Ârier ihre Wanderung nach dem Pendschâb jedenfalls bereits angetreten. Es kann ihnen somit dieselbe nur durch den Handelsverkehr zugekommen sein, und zwar dies ebenso gut, wie ja umgekehrt indische Produkte mit ihren indischen Namen zu den Semiten gewandert sind. Derselbe Weg nun stand auch dem semitischen Alphabete offen, und war es ja bei kaufmännischen Geschäften geradezu fast unumgänglich, daſs das Schrift-besitzende Volk dieselbe im Verkehr anwandte und so seinen Handelsfreunden mittheilte. Also auch hier wesentlich, wie Kopp schon vermuthet hat (vergl. die Note oben auf S. 127). — Ueber das ungefähre Datum dieser Entleihung muſs uns offenbar die Gestalt der Schriftzüge selbst Aufschluſs geben, insofern sich dieselbe an eine bestimmte Periode der semitischen Schrift anschlieſsen muſs. Nach den von Prinsep bemerkten Aehnlichkeiten mit der griechischen Schrift nämlich werden wir, falls sich dieselben bestätigen, eo ipso dazu geführt, die Entleihung von Seiten der Inder etwa um dieselbe Zeit anzusetzen, in wel-

1) 2000 nämlich a. Chr. ist dasjenige Jahr, in welchem die Ansetzung der Kṛittikâ als erster Mondstation zuerst, 1282 dasjenige, in welchem sie zuletzt astronomisch möglich war: vergl. meine Berechnung in den Ind. Stud. II, 413—14 und in der Allg. Mon. für Wiss. und Lit. August 1853. p. 683 [oben p. 98 *.] — Nach Biot freilich, im Journ. des Savans Mai 1840 p. 274 fiele das Frühlings-Aequinoctium bereits im Jahre 2357 (!) in die Kṛittikâs.

[*] Der Verlauf der Note in Z. d. D. M. G. X, 395—96 (s. auch ibid. 304) enthält noch zu meiner a. a. O. gemachten Berechnung eine Berichtigung, die indeſs in ihrer Form auch nicht ganz passend ist. Oben p. 98 habe ich das Verhältniſs einfacher dargestellt.

cher dieselbe von Seiten der Griechen stattgefunden hat. Eine genauere Bestimmung freilich ist nicht möglich. Auch ist natürlich unsicher, ob nicht die Inder etwa von Babylon aus mit der semitischen Schrift bekannt wurden, während die Griechen dieselbe bekanntlich von den Phöniciern entlehnten. Vielleicht bringen uns die Ausgrabungen bald speciellere Auskunft über die alte aramäische Schrift. Die von Dietrich in Bunsen's grofsem Werke (Outlines of the philosophy of universal history vol. II) publicirte Inschrift von Abushadhr ist leider zu späten Datums (doch wohl erst aus dem 2ten, 3ten Jahrhunderts p. Chr.!), um uns hier einen Anhalt bieten zu können. Doch nun zur Sache selbst!

Was zunächst das Aleph [1] betrifft, so vergleicht sich indisches a der achten Form desselben bei Gesenius und dem altgriechischen $\alpha$, und zwar wie letztres mit der Richtung nach Links: denn da die indische Schrift die Richtung von Links nach Rechts angenommen hat, so sind in Folge dieses Wechsels mehrfach die einzelnen semitischen Buchstaben ähnlich, wie dies bei den Griechen geschehen ist, umgekehrt worden (vergl. Lepsius Paläogr. p. 11), vergl. das unter Waw, Lamed, Phe Bemerkte: die Schlinge zur Seite wäre dann mit der Zeit zu einem geraden Strich geworden. Man könnte indefs die Form des a auch anders erklären, als eine dem palmyrenischen Aleph ähnliche Entwicklung nämlich [2], und zwar dann eben wie vorhin mit schliefslicher Vereinigung des Winkels zur rechten Seite in eine gerade Linie. Eine dritte Erklärung endlich des a s. unter He.

An die älteste Form von Beth schliefst sich indisches b an, mit Weglassung des untern Striches, also ähnlich wie Kopp und Gesenius das äthiopische በ erklären. Vergl. die mit der indischen ganz identische Form des himjarischen b bei Fresnel Journ. Asiat. 1845. Sept. Oct. p. 793.

1) S. die Schrifttafel.

2) Doch hält es freilich schwer, dergl. gleichmäfsige Abstufung bei ganz verschiedenen Völkern und Perioden anzunehmen!

Gimel ist in seiner ältesten Form im indischen g wie im Griechischen enthalten, was schon Kopp aus der Devanâgarî-Form gemuthmafst hat.

Aehnlich Daleth, und zwar wie im Griechischen mit Weglassung des nach unten gerichteten Striches in indischem dh. (Zugleich auch in d, s. im Verlauf.)

Für He weifs ich nichts Analoges im Indischen, wenn man nicht, (wie griechisches *E*, so) indisches a daraus ableiten will, das in der That besonders mit dem palmyrenischen He grofse Aehnlichkeit hat und sich ähnlich wie dieses aus der älteren Form entwickelt haben könnte, vergl. indefs das in der Note zu Aleph Bemerkte. Indisches h kann hier nicht herangezogen werden, s. im Verlauf.

Waw mit dem indischen v zu vergleichen, hält jedenfalls etwas schwer: es müfste denn etwa auf den Kopf gestellt sein, wozu dann auch indisches initiales u heranzuziehen wäre mit der verkehrten Richtung nach Rechts statt Links.

Dem Sain erscheint indisches j (dsch) entstammt, ähnlich wie griechisches *Ζητα*.

Für Chet hat bereits Kopp kühn genug das Devanâgarî ch (tschh) verglichen, und die alte Form hiefür setzt diese Identität aufser Zweifel. Als eine zweite Differenziirung des Chet (durch Theilung?) ist wohl c (tsch) anzusehen [1], und wenn sich letzteres Zeichen in ganz derselben Form und ziemlich identischer Bedeutung bei den Umbrern wiederfindet, so erhalten wir dadurch auch wohl für dieses bisher unerklärte Zeichen [2] die richtige Herleitung, und haben darin also wohl ebenfalls eine andre Form des alten Cheth, Umbrischen h zu erkennen?

---

1) Diese Bezeichnung der palatalen tenues durch Chet ist auch lautgeschichtlich höchst interessant.

2) Lepsius (de tabb. Eugub. 1833) leitete es aus Samech ab, Gesenius dagegen verwarf dies (monum. p. 72) mit Recht, läfst aber den Ursprung unentschieden (auf tab. II dagegen stellt er es doch mit Samech zusammen!). Aufrecht-Kirchhoff (p. 71) betrachten es als eine „Erfindung" der Umbrer.

Thet hat im Indischen ganz die griechische Form des *Θῆτα* und dient zur Bezeichnung desselben Lautes th wie dieses (: etymologisch freilich entspricht ϑ meist indischem dh, doch ist letzteres vielfach spätere Erweichung vergl. Ind. Stud. I, 70. 178).

Jod ist ganz identisch bei den Indern y, nur daſs die Hand sich nach oben öffnet statt nach unten, und die Handwurzel in der Mitte steht, statt an der Seite. Griechisches Iota bildet gerade die Mittelstufe, vergl. auch himjaritisches Jod. Kopp verglich Devanâgarî jh (dschh), siehe aber unter Zade.

Für Caph bietet sich indisches kh dar. Die älteste Form des Caph freilich, wo der Hammerstein durch den Stiel durchschneidet, lieſse sich mit indischem k vergleichen, s. indeſs unter Koph.

Lamed hat in indischem l sein vollständiges Analogon, nur daſs die Richtung nach Links geht statt nach Rechts, ganz wie bei Umbrern und Etruskern, und hie und da auch bei den Griechen. Der untere Strich ist gebogen statt eckig [1].

Mem kehrt genau in indischem m wieder, wobei nur die beiden nach unten gerichteten Striche geschlossen und gekrümmt sind, wie dies ja auch sonst so vielfach bei Mem geschehen ist [2].

Nun findet sich im cerebralen ṇ wieder, vergl. das Griechische und Etruskische. Aber auch das dentale n läſst sich dafür vergleichen, z. B. mit der 20sten Form bei Gesenius. Beide indische Formen sind offenbar nur Differenziirungen derselben Grundform.

Aus Samech indisches s herzuleiten hält zwar etwas schwer, der Hauptcharakter des Gezackten oder Welligen ist indeſs doch darin nicht zu verkennen.

1) Wohl um dem h gegenüber eine Art Analogie hervorzubringen, vergl. unten: ein Bestreben welches noch sonst auf die Form der indischen Buchstaben von Einfluſs gewesen zu sein scheint, z. B. bei y und s.

2) Interessant hiefür sind z. B. die beiden von Westergaard hinter seiner Ausgabe des Bundehesch edirten Inschriften von Hâjiabâd, welche von dem Könige Sapores I. herrühren, und von denen die in ihrer Sprache mehr irânische das geschlossene m, die mehr aramäische dagegen das offene m zeigt.

Ain finde ich im indischen e wieder: im Griechischen ist daraus bekanntlich o geworden.

Phe kehrt in p (und dem daraus gebildeten ph) wieder, nur mit veränderter Richtung nach Rechts statt nach Links, ganz wie im Griechischen, und überdem nach oben statt nach unten sich öffnend, auf den Kopf gestellt (topsy turvy), was freilich bedenklich ist, s. indeſs auch bei Jod und Schin.

Zade kehrt in indischem jh (dschh) so ganz identisch wieder, daſs die geringen lautlichen Bedenken, die man dagegen haben könnte, gar nicht in Betracht kommen (vergl. noch Umbrisches Z).

Koph hat schon Kopp mit Devanâgarî k verglichen: das alte Zeichen dafür entzieht sich dieser Vergleichung durchaus nicht, vergl. z. B. die achte Form bei Gesenius, s. indeſs auch unter Caph.

Resch findet sich als einfacher senkrechter Strich im Indischen r, wie in der vierzehnten Form bei Gesenius.

Schin kehrt im palatalen ç mit bewahrter Curve, aber mit der Oeffnung nach unten wieder, letzteres wie im Griechischen, Umbrischen, Etruskischen, Himjaritischen. Auch die Form des celebralen sh läſst sich ungezwungen auf Schin zurückführen. Möglicher Weise ist dies sogar der eigentliche Vertreter desselben, und s erst eine spätere durch Umkehrung daraus entstandene Differenziirung zur Bezeichnung des ç. Beide Laute finden sich übrigens in den ältesten indischen Schriftdokumenten nicht vor, weil diese in Pâli geschrieben siud, welches nur den dentalen Zischlaut s kennt. In der Prinsep'schen Tafel (pl. XIII vol. VII. 1838) werden sie erst in der dritten Stufe aufgeführt. Die nächstfolgende (vierte) Stufe giebt beide durch dasselbe nur durch die Oeffnung nach oben oder unten verschiedene Zeichen, worin wohl ein Beweis mehr für die Richtigkeit der Herleitung des ç aus dem sh zu erkennen ist.

Für Tau endlich entspricht indisches t vollständig der achten, neunten Form bei Gesenius. Schon Kopp verglich Devanâgarî t.

Als Resultat ergiebt sich Folgendes:

Initiale Vocale: a (Aleph oder He?) u (Waw) e (Ain).

Consonanten: k (Koph) kh (Caph) g (Gimel)
c und ch (Chet) j (Sain) jh (Zade).
t (Tau) th (Thet) dh (Daleth) n und ṇ (Nun)
p und ph (Phe) b (Beth) m (Mem)
y (Jod) r (Resch) l (Lamed) v (Waw?)
s (Samech) ç und sh (Schin).

Es fehlen somit noch von indischen Lauten[1]:

Initiale Vokale. i (die übrigen initialen Vokale sind nur Differenziirungen von a, i, u, e, oder fehlen ganz, s. im Verlauf).

Sämmtliche nicht-initialen Vokale.

Consonanten: gh ń
ñ
ṭ ṭh ḍ ḍh
d
bh
h. Anusvâra (ṃ), Visarga (ḥ).

Alle diese Zeichen nun mit Ausnahme der beiden letzten lassen sich aus obigen nicht unschwer durch Weiterbildung herleiten.

Was zunächst die Consonanten betrifft, so scheint mir gh aus Umkehrung von kh mit zugefügtem Strich in der Mitte entstanden, zur Unterscheidung von dem ebenso entstandenen h, welches den markirenden Strich an der Seite trägt. Das gutturale ń halte ich für eine bloſse Differenziirung des Nun, ebenso wie ṇ und n. In palatalem ñ erkenne ich umgekehrtes jh (dschh, Zade) und halte den oben links zugefügten Strich für die nasalische Marke. Aspirirtes celebrales ṭh geht offenbar auf th (Thet) zurück: das unaspirirte celebrale ṭ scheint nur durch Theilung daraus gemacht zu sein (vergl. unter Chet). Prinsep in seiner Erklärung des indischen Alphabetes (Journ. Asiat. Soc. Beng. VI, 474) hat

1) S. die Schrifttafel No. II.

gerade die entgegengesetzte Auffassung, läſst nämlich aus ṭ durch Verdoppelung ṭh (und daraus wieder th, resp. auch dh), wie aus c (tsch) durch Verdopplung die Aspirate ch (tschh) werden. Hätte man das indische Alphabet aus sich selbst zu erklären, so wäre dies gewiſs der richtige Weg: bei der gegebenen semitischen Grundlage indeſs muſs man von dieser ausgehen, und somit th (Thet), ch (tschh, Chet) als die älteste Form, die andern Formen als Differenziirungen daraus ansehen. — Einige Schwierigkeit machen die Formen ḍ, ḍh, d. Offenbar gehören sie indeſs alle zusammen: ḍh erklärt sich sofort aus ḍ als gewundene Weiterbildung: ḍ dagegen scheint bloſse Verkürzung aus d: was aber ist mit diesem anzufangen? Ich stelle die Vermuthung auf, daſs es durch Oeffnung aus ( þ ) ᚹ entstanden ist, der umgekehrten Form des Daleth, auf die wir bereits dh zurückgeführt haben. Die Oeffnung hätte stattgefunden eben zum Unterschied von diesem letztern: ebenso die Beibehaltung des nach unten gerichteten Striches. Von Interesse ist hier die himjaritische Form des Daleth (s. im Verlauf), die auch den obern Strich zeigt [1]. Oder sollte dieser hier hier in d etwa das in der Mitte Weggenommene zu ersetzen bestimmt sein? In letztrer Weise nämlich möchte ich bh aus b herleiten durch Oeffnung der unteren Linie und Ansetzung des da Weggenommenen an der oberen Linie und zwar in gekrümmter, später eckiger Richtung. — Der Punkt zur Bezeichnung des nasalen Nachlauts, der Doppelpunkt für den Visarga sind jedenfalls wohl indische Erfindung, wie die betreffenden Laute selbst rein indisch sind.

Was die Vokale betrifft, so hat schon Prinsep in den drei Punkten für initiales i „the skeleton of the third“ von e nämlich gesucht: auch ich weiſs keine bessere Erklärung. Die übrigen initialen Vokale â, û, ai, o, welche in der äl-

---

[1] Auffällig ist die groſse Aehnlichkeit der himjaritischen Form mit der Rune Thurs (noch jetzt þ). Auch unter den übrigen 15 Runen sind einige, die entschieden mehr Aehnlichkeit mit den betreffenden phönicischen, als mit den griechischen Buchstaben haben, z. B. Madr, Yr. Die Zeichen sind nur des Einschneidens wegen möglichst vereinfacht und eckig gemacht.

testen Stufe des Alphabetes vorkommen (und auch für î, au und ṛi gilt auf den späteren Stufen dasselbe), werden aus a, i, u, e durch Anfügung der medialen Vokalmarken gebildet. Diese letzteren aber bilden die eigentlich schöpferische That der Inder bei der Bildung ihres Alphabetes aus den ihnen überkommenen Elementen. Der ungemeine Vokalreichthum ihrer herrlichen Sprache nämlich zwang sie, sich nicht mit der armseligen semitischen Consonantenschrift als solcher zu begnügen: sie waren mit Nothwendigkeit dazu getrieben sich hier eignen Weg zu bahnen, und sie haben es in einer höchst einfachen, sinnreichen Weise gethan, die in Verbindung mit der Richtung von Links nach Rechts und mit der ebenfalls von ihnen erfundenen Verschlingung der vokallosen Consonanten zu einer Gruppe das charakteristische Merkmal aller indischen Alphabete geblieben ist, durch welches sich sofort eine jede davon abgeleitete Schrift unmittelbar als solche zu erkennen giebt. Ein Consonant nämlich ohne Vokalmarke und ohne Verschlingung zu einer Gruppe, so wie endlich ohne das specielle Zeichen der Vokallosigkeit wird mit kurzem a ausgesprochen: z. B. v=va [1], das somit einem jeden Consonanten als inhärirend gleichsam gedacht wird [2]. Die übrigen Vokale dagegen werden durch Anfügung kurzer Striche zu den Seiten der Consonanten bezeichnet, und zwar wie folgt (s. d. Tafel): va vâ vi vî vu vû ve vai vo. Das Zeichen für au wie für den ṛi-Vokal (oder gar ḷi-Vokal) ist für die erste Stufe, die uns eben nur in Pâli-Inschriften vorliegt, welche diese Vokale nicht kennen, noch nicht nachzuweisen [3]. Die darin sich findenden initialen langen Vokale sind: â, û, ai, o. Endlich ist auch die Superfigirung und resp. Affigirung des r bei folgendem oder vorhergehendem Consonanten eine speciell indische Erfindung, die eben wesentlich mit der Stellung

1) S. die Schrifttafel Nr. III.
2) Dies findet bekanntlich ebenso in der persischen Keilschrift statt.
3) Prinsep glaubte zuerst (1837 p. 475) in jh den initialen ṛi-Vokal zu finden, der daher auch bei Lassen Zur Gesch. der Gr. u. Indosk. K. p. 169 so aufgeführt wird: doch ist dies ein Irrthum, den Prinsep später selbst zurücknahm: auf seiner pl. XIV (1838) findet sich die Stelle des ṛi leer.

dieses Lautes im Indischen zusammenhängt (vergl. das oben p. 133 über repha Bemerkte: r ist der einzige Consonant, der einen Namen für sich hat). Auf der ältesten Stufe des Alphabetes sind dieselben indeſs noch nicht nachzuweisen, wegen des schon mehrfach erwähnten Grundes, daſs die Inschriften in Pâli verfaſst sind, welche Sprache jegliche Häufung unähnlicher Consonanten möglichst, und bei r regelmäſsig, durch Assimilation vermeidet. Suffigirt dient der gekrümmte Strich des r (auf den Denkmälern der dritten Stufe) zur Bezeichnung des medialen wie initialen ṛi-Vokals, und zwar tritt er in letzterm Falle an das initiale a [1].

Hiemit hoffe ich dem Wunsche derer genügt zu haben, welche die in letzter Zeit schon mehrfach [2] von mir im Allgemeinen ausgesprochene Ueberzeugung, daſs das indische Alphabet auf das semitische zurückzuführen sei, wirklich begründet zu sehen verlangten. Sollte im Einzelnen die paläographische Identification Widerspruch und Berichtigung erfahren, so wünsche ich dergl. selbst auf das dringendste herbei, das allgemeine Resultat aber wird schwerlich angefochten werden können. — Schlieſslich füge ich hier noch einige Bemerkungen bei über den etwa erkennbaren Einfluſs des indischen Alphabetes auf fremde Schriften, so wie über die allmälige Verzweigung desselben in Indien selbst und den von Indien aus kultivirten Ländern.

Was den erstern Punkt betrifft, so richtet sich der erste Blick natürlich sogleich nach dem benachbarten und gleichzeitigen sogenannten baktrischen oder arianischen Alphabete. Die Entzifferung desselben ist bekanntlich ebenfalls hauptsächlich das Werk des genialen Prinsep, im Journ. As. Soc. Beng. vol. IV. 1835 p. 329 ff. Der semitische Charakter dieses Alphabetes ist augenscheinlich, doch gehört es einer entwickelteren Stufe der semitischen Schrift an als das

1) Ueber eine eigenthümliche Bezeichnung des medialen ṛi-Vokals durch die sonst der Silbe re entsprechenden Striche s. Zeitschr. d. D. M. Ges. IX, S. 630—31.

1) Zuerst in den Ind. Stud. III, 167. (1853).

indische [1], und hat mit der Richtung von Rechts nach Links auch den semitischen Charakter mehrfach weit treuer bewahrt. Der vokalische Reichthum der Sprachen indeſs, für die es verwendet ward, hat die Annahme der indischen Vokalbezeichnung zur Folge gehabt, so wie auch das Anusvâra, die Affigirung des r, und die Verbindung vokalloser Consonanten zu einer Gruppe indischen Einfluſs bekunden: indeſs ist es nur das Princip, welches man entlehnt hat, nicht die Bezeichnung selbst, die vielmehr vollständig differirt und dem arianischen Alphabet eigenthümlich ist, also z. B. [2] ka ki ku ke ko kaṃ kra kraṃ. Es entstehen nun durch diese Bezeichnung sowohl viele unter einander sehr ähnliche Buchstaben, als auch solche, die denen der andern semitischen Alphabete auf das Frappanteste gleichen, ohne die geringste Verbindung damit zu haben, z. B. [3] ti ri vi, die unter einander sowohl als gegenüber semitischem m sehr leicht verwechselt werden können. Ich glaube, daſs dieser Umstand von nicht geringer Bedeutung dafür gewesen ist, die Verbreitung dieses Alphabetes über einen gröſseren Kreis zu verhindern. Einen Zusammenhang desselben mit der späteren Pehlvi-Schrift der Sassaniden in den Inschriften von Hâjiabâd, Nakschi Rustam anzunehmen, halte ich, beiläufig bemerkt, für sehr miſslich: es scheint mir letztre vielmehr vollständig unabhängig davon und zwar aus einer bei Weitem späteren Stufe der semitischen Schrift hervorgegangen [4].

Ein zweites Alphabet, welches hier in Betracht zu kommen scheint, ist das äthiopische. Die Aehnlichkeit des-

1) Ob etwa auch einer mehr aramäischen, während diese einer mehr phönicischen??

2) S. die Schrifttafel No. IV.

3) S. die Schrifttafel No. V.

4) Eher könnte etwa das Parthische Alphabet der Arsaciden zum Arianischen in Bezug stehend gedacht werden, von dem wir freilich vor der Hand bis auf die wenigen Münzen noch fast gar nichts wissen (s. aber Rawlinson in vol. X. des Journ. Royal Asiat. Soc. p. 118). Auch im Armenischen und in den Alphabeten der kaukasischen Sprachen könnte man sich versucht fühlen, Anklänge an das arianische Alphabet zu finden: die Vokal-Bezeichnung in letztrem indeſs schneidet es merklich genug ab und tritt dergl. Vermuthungen ziemlich scharf in den Weg.

selben mit indischen Alphabeten, und zwar insbesondere die Richtung von Links nach Rechts, die vokalische Bezeichnung resp. die Inhärenz des a, so wie auch die Form einiger Buchstaben, brachte schon Sir W. Jones (As. Res. III, 4) zu der Anschauung, dafs hier indischer Einflufs vorliege. Dagegen erklärte sich nun zunächst Kopp (1821) mit aller Bestimmtheit: die Richtung nach Rechts besage nichts, gehöre ja ebenso gut wie den Indern auch dem Abendlande an [1], die vokalische Bezeichnung sei späten Ursprungs ähnlich der masorethischen Punktation, die Consonanten endlich seien entschieden semitischen Ursprungs, was er zugleich durch Nebeneinanderstellung erwies, wobei er freilich, da er eben nur die neuere äthiopische Schrift vergleichen konnte, oft etwas gewaltsam zu Werke ging. Lepsius dagegen (zwei sprachvergl. Abhandl. p. 74 ff. 1836) hielt die von Sir W. Jones angeführten Gründe (ohne diesen übrigens zu erwähnen) für ausreichend, indischen Einflufs anzuerkennen, ohne indefs damit der semitischen Verwandtschaft des äthiopischen Alphabetes, wie sie Kopp erwiesen hatte, in den Weg treten zu wollen. Er stützte sich dabei insbesondere auch auf den Namen Musnad, den dieses Alphabet bei den Arabern führt, der nichts als die indische Schrift bedeute, da musnad die natürliche Adjectivform von sind, Indien sei. Dies ist indefs entschieden unrichtig, und hatte de Sacy schon lange vorher diese ursprünglich Paulus gehörige Erklärung zurückgewiesen. Wie von hind sich muhannad, könnte von sind sich höchstens musannad (nach Conjug. II) bilden: sind aber bedeutet gar nicht einmal Indien, sondern nur das Indusland. Es wird also wohl bei der alten Erklärung des Wortes „gestützt" bleiben müssen: sollte sich diese etwa auf die Stützung der Consonanten durch die angefügten Vokalzeichen beziehen lassen? s. indefs Rödiger in

1) Wie recht Kopp hierin hatte, zeigt sich schon daraus, worauf Rödiger zuerst hinwies (1837), dafs die himjaritische Schrift, aus der die äthiopische hervorgegangen, von Rechts nach Links geht. Die Umkehrung dieser alten semitischen Richtung im Aethiopischen ist wohl in der That einfach griechischem Einflusse zuzuschreiben.

der Ztschr. f. d. K. d. M. I, 337—40 (1837). Gesenius in den monumenta (1837) und in seinen Untersuchungen über die himjaritische Schrift (1841), so wie Rödiger in seinen die letztere behandelnden Abhandlungen (1837. 1839. 1841. 1843) haben es nur mit den Consonanten zu thun und schlossen sich ganz an Kopp an: der Semitisch-phönicische Charakter der letztern sei insbesondere ersichtlich aus: ת ע ס נ מ ד ג. Die Consonantenfrage wäre damit also wohl erledigt und die wirklichen Berührungen äthiopischer Consonanten mit denen in indischen Inschriften, auf welche Lepsius nach Burnouf'schen Tafeln der letzteren für m, k', t, n, g, p' aufmerksam machte (a. a. O. p. 77), und die sich natürlich in der ältesten indischen Schrift im Verhältnifs zur Himjaritischen noch entschiedener zeigen, sind somit einfach (wofür auch Lepsius sich p. 78 zu entscheiden scheint) auf den gemeinsamen semitischen Ursprung beider Schriften zurückzuführen. In der That ist die Aehnlichkeit folgender Buchstaben hervortretend genug (s. Tafel I):

| Himjarisch. | Indisch. |
|---|---|
| Beth | b |
| Gimel | g |
| Daleth | d |
| Sain | j (dsch) |
| Thet | th |
| Jod | y |
| Lamed | l |
| Mem | m |
| Nun | ṇ n |
| Samech | s |
| Ain | e |
| Koph | k |
| Resch | r |
| Schin | ç sh |
| Tau | t. |

Anders steht es dagegen mit der äthiopischen Vokalbezeichnung. Leider ist das Alter derselben noch nicht bestimmt

(vergl. z. B. Dillmann in Ztschr. d. D. M. G. VII, 364). Dafs sie verhältnifsmäfsig jung sei, giebt auch Kopp zu. Nach Hupfeld und Gesenius gehört sie in die Zeit nach Constantin: beide nehmen griechischen Einflufs dabei an, von dem sich in dem System der Bezeichnung indefs doch wahrlich wenig Spur findet! Auch Kopp's Vergleichung mit der masorethischen Punktation hinkt jedenfalls bedeutend. Das Princip ist vielmehr entschieden dasselbe, das wir im indischen und arianischen Alphabete und aufserdem nirgendwo sonst vorfinden [1]. Directe Gleichheit der Bezeichnung findet allerdings ebenso wenig statt, wie bei diesen beiden selbst, aber, bei der so vollständigen Eigenthümlichkeit des Princips, bei der Nähe Südarabiens und Indiens, und bei dem steten Handelsverkehr zwischen beiden Ländern ist eine Entlehnung dieses Principes in der That wenigstens höchst wahrscheinlich. Für eine dergl. Entlehnung der vokalischen Bezeichnung aus einer fremden Schrift liefse sich z. B. auch die Einführung der griechischen Vokale in die syrische Schrift auf das Passendste vergleichen. Der Grund übrigens, weshalb die Aethiopen eine so specielle Vokalbezeichnung überhaupt angenommen haben, liegt wohl, wie bei den Indern, in dem grofsen Vokalreichthum ihrer Sprache, die sich dadurch bekanntlich vor allen semitischen auszeichnet, und wobei ihr nur das Arabische zur Seite steht.

Abgesehen nun von diesen eben dargestellten Einwirkungen auf die arianische und etwa die äthiopische Vokal-Schrift hat das indische Alphabet seinerseits eine vielleicht kaum geringere Zahl von Schriften aus seinem Schoofse erzeugt, wie das semitische Mutter-Alphabet selbst. Alle die heutigen Alphabete des nördlichen und südlichen Indiens von Tibet bis Ceylon, so wie des indischen Archipels [2] und Hinterindiens, lassen sich durch fast unzählige Stufenfolgen auf jene älteste Form in den Inschriften des Piyadasi (Açoka) zurückführen.

1) Doch fehlt die Gruppenbildung vokalloser Consonanten und die Affigirung des r.

2) Schon zu Jamblichos' Zeit c. 50 a. Chr. s. Lassen Ind. Alt. II, 1059.

Auch die tatarischen Schriften stehen durch das Medium des Tibetischen und des Devanâgarî für einen Theil ihres Schriftgutes (die sogenanuten Galik-Buchstaben) damit in Verwandtschaft, s. Abel Rémusat rech. sur les langues Tartares p. 36 ff. (1820). In den sogenannten arabischen Ziffern, die eben weiter nichts als die Anfangsbuchstaben der indischen Zahlwörter sind[1], schreibt jetzt sogar fast die ganze Welt fortwährend in indischer Schrift! Auch diese Entdeckung gehört J. Prinsep an (Journ. As. Soc. Beng. 1838 vol. III. pl. XX), den wir eben als den eigentlichen Schöpfer der indischen Paläographie zu verehren haben, wie denn das Journal der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen unter seiner Leitung eine wahre Fundgrube von indischen Alphabeten und Inschriften geworden ist. Unter den jetzt gangbaren Schriften ist die tibetische jedenfalls diejenige, welche die alterthümlichste Form der Buchstaben bewahrt hat, und etwa die Stufe des siebenten, achten Jahrhunderts repräsentirt. Das Devanâgarî dagegen hat sich durch die konsequente Durchführung des sogenannten Rahmens ᄀ, der fast jedem Consonanten zukommt, vielfach sehr entschieden von der alten Form entfernt, durch denselben indefs freilich andrerseits eine gewisse Festigkeit gewonnen, die den südindischen Alphabeten z. B. sehr abgeht. Auch dafs die Vokalzeichen sich in jenem mehr selbständig entwickelt haben, ist ein entschiedener Vorzug vor den letzteren. In einigen Consonantengruppen sind übrigens hie und da auch in den Devanâgarî-Handschriften, besonders

---

1) Die Null, diese wichtige Ziffer, ist das ç von çûnya „leer", eig. „aufgeschwollen". — [Uebrigens ist dies nicht etwa die älteste Stufe indischer Zahlbezeichnung, sondern eine der jüngsten, der eine grofse Zahl andrer Bezeichnungen vorangegangen ist; vergl. über die ältesten derselben den trefflichen Artikel von E. Thomas „Ancient Indian Numerals" im Journal of the Asiatic Society of Bengal vol. XXIV. 1855 pag. 551—71].

2) Die Alphabete von Marwar, Sind, Multan gleichen in ihror kursiven Form den Zahlzeichen so sehr, dafs bevor Prinsep dies Columbus-Ei auf den Kopf gestellt hatte, z. B. W. H. Wathen in seiner Sindhi-Grammatik von ihnen sagte: „with one or two exceptions the letters are merely represented by ciphers, combinations of numbers and fractional parts" (Journ. As. Soc. Beng. 1837 vol. VI. p. 352 pl. XX).

der vedischen Werke, noch die älteren Formen gewahrt[1], so z. B. für th[2] in ktha ttha stha. Auch das vor r und den Sibilanten diesen mehrfach eigenthümliche Zeichen des Anusvâra, in mannichfach gekrümmter Gestalt, geht wohl auf das alte m zurück, ebenso der anunâsika (der übrigens seltsam dem arianischen m gleicht). Es wäre vielleicht sogar auch in kritischer Beziehung nicht ohne Bedeutung, einmal einen vedischen Text in der alten indischen Schrift geschrieben wirklich vor Augen zu führen. In dieser Hinsicht ist nur leider ein sehr erheblicher Uebelstand der schon mehrfach erwähnte, dafs uns dieselbe nur in Pâli-Dokumenten vorliegt, wodurch uns bei dem abgeschliffnen Charakter dieser Sprache nicht nur die Vokale ṛi, ḷi, au, sondern auch eine Menge Consonantengruppen gänzlich abgehen, ohne die ein Sanskrit-Text gar nicht herzustellen ist.

1) Ueber die Entstehung der verschiedenen ardhavisarga-Zeichen z. B. s. Schiefner im Bulletin der hist.-phil. Classe der Petersb. Akademie tom. V. No. 2. 1848.

2) S. die Schrifttafel No. VI.

### Berichtigungen.

| | | | |
|---|---|---|---|
| pag. 36, | Zeile 18 v. o. | lies: | nur aus 8800. |
| - - | - 19 | - - - . | selbst (I, 81) |
| - - | - 21 | - - - : | achttausendachthundert. |
| - 73, | - 10 v. u. | - : | vergl. die Note auf pag. 76. |

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstr. 18.

In demselben Verlage erschienene Schriften:

**Ueber den Ursprung der Sprache** von J a c o b G r i m m. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Dritte Auflage. 1852. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dafs die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugnifs freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden.

**Zwei sprachvergleichende Abhandlungen:**

1) Ueber die Anordnung und Verwandtschaft des Semitischen, Indischen, Aethiopischen, Alt-Persischen und Alt-Aegyptischen Alphabets.

2) Ueber den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der Indogermanischen, Semitischen und Koptischen Sprache,

von Dr. R i c h a r d L e p s i u s. 1837. gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser führt in der ersten Abhandlung mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit die Sätze durch, dafs 1) die Ordnung der Buchstaben im alten semitischen Alphabete nach einem organischen Principe gemacht ist, dafs diese Anordnung aber 2) genau und vom ersten Buchstaben an mit der historischen Entwickelung des Sprachorganismus übereinstimmt, woraus folgt, dafs 3) das semitische Alphabet sich nur allmälig und zugleich mit der Sprache selbst so gebildet habe, wie wir es vorfinden. Hierdurch wird sein Ursprung in die Anfänge der Geschichte, und jedenfalls vor die Trennung des semitischen, ägyptischen und indo-europäischen Stammes gesetzt. Dies führt auf eine Vergleichung des semitischen Alphabets mit dem indischen und den Hieroglyphen, und wird der gemeinschaftliche Ursprung dieser drei erhärtet. Dasselbe doppelte Interesse, die Verwandtschaft jener drei Sprachstämme, wie den innigen organischen Zusammenhang von Sprache und Schrift nachzuweisen, herrscht auch in der zweiten Abhandlung. Es wird demgemäfs aufser der Verwandtschaft der ägyptischen, semitischen und indo-europäischen Zahlen auch die Uebereinstimmung zwischen der Bildung der Zahlwörter durch Zusammensetzung mit dem ägyptischen Ziffersysteme von der Zahl vier an bis zehn dargelegt. Die durchaus einfachen drei ersten Zahlen aber werden auf Pronominalstämme zurückgeführt. Der Verfasser geht hierauf zu den Spuren des Duodecimalsystems und dem Decimalsystem über und schliefst nach einer Abschweifung über die Bildung der Ordinalia das Ganze mit einer Nachweisung der ursprünglichen Femininformen der Zahlwörter.

**Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues** und ihren Einflufs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts von Wilhelm von Humboldt. 1836. gr. 4. geh. 4 Thlr.

In diesem Werke hat der berühmte Verfasser den Kern seines ideellen Lebens niedergelegt. Wie er darin eine Anschauungsweise der Sprachwissenschaft vom Standpunkte der Weltgeschichte aus begründet, eben so sehr lehrt er darin eine Weltanschauung von dem Standpunkte der Sprache aus. Beginnend mit der Betrachtung der die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts hauptsächlich bestimmenden Momente (§. 1—6) gelangt er zur Sprache, als einem vorzüglichen Erklärungsgrunde jenes Entwickelungsganges (§. 7). Er zeichnet die Richtung vor, welche die Sprachforschung zu nehmen hat, um ihren Gegenstand in dieser Weise zu beurtheilen (§. 8) und wird dadurch zu einer tieferen Darlegung des Wesens der Sprache geführt (§. 9—12). Sodann genauer auf das Sprachverfahren eingehend, stellt er die allgemeinsten und alle Theile der Sprache durchdringenden Eigenthümlichkeiten derselben dar (§. 13—18), nach welchen er sie classificirt (§. 19). Als den Punkt aber, von dem die Vollendung der Sprache, ihre Entwickelungsfähigkeit und ihr Einflufs auf den Volksgeist abhängt, hebt er die gröfsere oder geringere Stärke der synthetischen Kraft derselben hervor und führt den Nachweis sowohl rücksichtlich der indoeuropäischen, als der semitischen, amerikanischen und der einsylbigen Sprachen (§. 21—24). Die Beantwortung der Frage, ob der mehrsylbige Sprachbau aus der Einsylbigkeit hervorgegangen sei, bildet den Schlufs (§. 25) dieses grofsartigen Werkes.

**Die Entwicklung der Schrift.** Nebst einem offenen Sendschreiben an Herrn Prof. *Pott*. Von Dr. H. Steinthal. 1852. gr. 8. geh. 22½ Sgr.

Diese Abhandlung zerfällt in einen allgemeinen und einen besondern Theil. Im erstern wird der Begriff der Schrift erörtert, wobei der Verf. in seiner bekannten Weise an W. v. Humboldt anknüpft, ihn kritisirend, begründend und weiterführend. Sein Gesichtspunkt ist der psychologische, von welchem aus im andern Theile der Abhandlung die verschiedenen Schriftarten als die Entwicklungsstufen des Begriffes der Schrift in folgender Reihenfolge dargestellt werden: Die Schriftmalerei der wilden Nordamerikaner und der Mexikaner; die Bilderschrift der Chinesen und Aegypter, welche mit einander verglichen werden. Den übrigen bekannteren Schriftarten, welche leichter erledigt werden konnten, wird in der Entwicklungsreihe, die endlich mit den Runen schliefst, die ihnen gebührende Stelle angewiesen. — Das Sendschreiben stellt des Verf. Verhältnifs zu Humboldt dar und bespricht die innere Form und die Classification der Sprachen.

N.º II.

Alphon

on der Sprachen.